Theologischer Ve
HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 16 — Leipzig, den 14. April — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ostermorgen. Sonett — Karfreitag und Ostern — Ein wenig gekanntes Osterlied Paul Gerhardts und die christliche Frömmigkeit im Spiegel dieses Liedes — Gaston Frommel: 4. Amiel — Zukunftsmusik [illegible] Bellamy — Zum dritten Evangelisch-sozialen Kongreß: 2. Aussichten — Verschiedenes: Moltkes Trostgedanken; Zur neuen Formulirung des evangelischen Heilsglaubens; Die Irrtümer Mosis; Paritätisches aus der Tagespresse; Für und wider die Waldenser; Entgegnung; In Sachen des Evangelischen Bundes — Anzeigen

Ostermorgen

Sonettenkranz 2*)

O heiliger Morgen, da die Grabesbanden
Ihn, der das Leben war, nicht mehr bedrohten,
Und alle List der jüdischen Zeloten
Vor Gottes Wahrheit elend ward zu Schanden.

Der Fürst des Lebens, er ist auferstanden!
Was sucht ihr den Lebendgen bei den Toten? —
Eilt durch die Welt, als Seines Sieges Boten,
Verkündet das Geheimnis allen Landen:

Ihn, der das Kreuz um unsrer Sünde willen
Still auf sich nahm, ließ Gott vom Tod erstehen
Und unsere Gerechtigkeit erfüllen.

Nun öffnen sich dem Glauben lichte Höhen!
Kommt einst der Tod auch uns in Nacht zu hüllen,
Wir werden ihm getrost ins Auge sehen!

Karl Hunnius

Karfreitag und Ostern

Darum, daß er bleibet ewiglich, hat er ein unvergängliches Priestertum; daher er auch selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar und bittet für sie. Hebr. 7, 24 f.

Zum Karfreitag kein frohes Halleluja, wenn wir der alten Sitte und Zucht der Kirche folgen. Danach zu Ostern Halleluja und heller Jubelklang, denn der am Karfreitag einging ins Totenreich, ist wieder hervorgegangen und triumphirt über alle seine Feinde.

So leitet die ehrwürdige Zucht des Kirchenjahrs die Gemeinde zu einem naiven Nachempfinden der Lebensgeschichte ihres Herrn immer und immer wieder an. Es ist darin ein Segen. Aber so gewiß es ein ander Ding ist, religiös empfinden als ästhetisch empfinden, so gewiß ist in Wahrheit für den Glauben Karfreitag und Ostern ein untrennbar Eines und der ganze Glanz des Ostermorgens schon über Golgatha ausgegossen.

Ist doch für den Glauben das, was ihm das Höchste und Liebste ist, nicht die Reihenfolge der geschichtlichen Begebenheiten, die sich einst ereigneten und nun vergangen sind: der Glaube hält sich an das Gegenwärtige und lebt darin. Wir sind so sehr „historisch" geworden, das ist unsre Stärke, und manche sollten diesen „historischen Sinn" immer noch viel mehr haben; auch sind wir wohl in diesen Spalten vor dem Verdacht sicher, als verachteten wir den „historischen Christus"; — aber um so mehr gilt es laut zu bezeugen, daß die Verkündigung des Evangeliums, mag sie noch so sehr in dem Nährboden einstiger Heilsthaten Gottes wurzeln, Gott sei Dank immer Verkündigung eines gegenwärtigen Heiles ist. Und so hat der Karfreitag wie der Ostertag sein Halleluja. Was ist der einst gestorbne Heiland gegen den, der heute für uns lebt, uns heute selig macht? Was ist die leibhaftige Auferstehung des Herrn, über die so viel gestritten, gezweifelt und gescholten wird, gegen das unvergängliche Priestertum des ewigen Herrn?

Als „Zeugen seiner Auferstehung" zogen die Apostel einst aus, ihrem Herrn und Christus die Welt zu Füßen zu legen. Nicht als Zeugen des Vorgangs, der in der Frühe des Ostermorgens vor sich ging — kein Jünger ist da zugegen gewesen, und was sie uns davon berichten, ist nur wie Kinderstammeln von einem Unermeßlichen. Aber als Zeugen seines Lebens, die da gewiß geworden waren, dieser ihr Heiland sei nicht mehr tot; und zwar hatten sie davon die höchste Gewißheit, die überhaupt Menschen auf Erden von einer Sache haben können. Es war ganz etwas andres, als daß Christus, der wirklich gestorbne und nun tote, in ihnen fortlebte. Denn er würde nicht in ihnen fortgelebt haben, wenn er nicht für sich das Leben behauptet und diesen Sieg über den Tod ihnen, den Zweifelnden, Verzagten, Verschüchterten, offenbart hätte. Ist ja doch das Christentum keine Idee, die heut in diesem, morgen in jenem lebt und kein Interesse hätte an dem eignen Leben, der Fortexistenz der Personen, in denen sie lebt, vielmehr ist das Christentum etwas überaus Reales, nämlich Sieg des Lebens über den Tod, und diesen Sieg konnte uns nur einer bringen, der wirklich und wahrhaftig vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ist.

Nun aber die Jünger wußten, ihr Heiland lebe, wie herrlich wurde ihnen da sein Tod. Als Paulus zum erstenmal zu den Korinthern kam, hatte er bei sich beschlossen, nichts zu wissen unter ihnen, als allein Jesus Christus den Gekreuzigten (1. Kor. 2, 1 f.). Diesen furchtbaren Tod war Jesus gestorben nicht von ungefähr, nicht für seine Person, sondern — wie ers bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls seinen Jüngern gedeutet hatte — er hatte sich für sie geopfert, selbst beides zugleich, Priester und Opfer, das Haupt für die Glieder, Mittler und Bürge eines neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen. O welch ein Bund war das! Wieviel fröhlicher schauen nun die Kinder Gottes zu ihrem Vater empor! Aber ihr Halt, ihre Zuversicht, ihr Friede ist der getötete und wieder lebendig gewordne Heiland. All ihr Heil ruht darin, daß der ewiglich bleibet und sein Priestertum unvergänglich ist. Wir brauchen, solange wir noch auf Erden wallen, unser Wissen Stückwerk, unsre Vollkommenheit nur ein Trachten und Nachjagen ist, solch einen Mittler zwischen uns und Gott, damit dieser endlich gefundene Gott uns nicht wieder aus den Augen schwinde, damit seine Liebe sich uns nicht wieder in Zorn wandle, damit wir aus der Herrlichkeit der Kindschaft nicht wieder in den Stand von Knechten und Feinden herabsinken. Inmitten aller Anfechtungen und Versuchungen, in den Schrecken des Schuldgefühls und des Todes — Gott sei Dank!

*) Vgl. Nr. 52 des vorigen Jahrgangs.

wir haben einen lebendigen, von Gott selbst uns gestellten Mittler, der uns hindurchhilft, der für uns bittet. Und was bittet er denn für uns? Was andres, als das er hier auf Erden für uns gebetet hat: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast!

Darum freut sich die gläubige Christengemeinde Karfreitag und Ostern und alle Zeit, daß sie ihren Herrn im Himmel hat, der selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen. Wenn wir einst eingegangen sein werden zur Herrlichkeit und Gott schauen von Angesicht zu Angesicht — dann wird auch das Priestertum unsers Herrn ein Ende haben, so gewiß es unvergänglich ist in seinen Wirkungen und er selbst ewiglich bleibet; die Glieder werden dem Haupte, ja wir werden Gott selbst gleich sein (1. Joh. 3, 2), und Gott wird sein alles in allem (1. Kor. 15, 28). R

Ein wenig gekanntes Osterlied Paul Gerhardts und die christliche Frömmigkeit im Spiegel dieses Liedes

1. Das Lied

Auf, auf, mein Herz, mit Freuden
Nimm wahr, was heut geschicht;
Wie kommt nach großen Leiden
Nun ein so großes Licht?
Mein Heiland ward gelegt
Da, wo man uns hinträgt,
Wenn von uns unser Geist
Gen Himmel ist gereist.

Er war ins Grab gesenket,
Der Feind treibt groß Geschrei.
Eh ers vermeint und denket,
Ist Christus wieder frei
Und ruft Viktoria!
Schwingt fröhlich hie und da
Sein Fähnlein, als ein Held,
Der Feld und Mut behält.

Der Held steht auf dem Grabe
Und sieht sich munter um,
Der Feind liegt, und legt abe
Gift, Gall und Ungestüm;
Er wirft zu Christi Fuß
Sein Höllenreich und muß
Selbst in des Siegers Hand
Ergeben Fuß und Hand.

Das ist mir anzuschauen
Ein rechtes Freudenspiel,
Nun soll mir nicht mehr grauen
Vor allem, was mir will
Entnehmen meinen Mut
Zusamt dem edeln Gut,
So mir durch Jesum Christ
Aus Lieb erworben ist.

Die Höll und ihre Rotten,
Die krümmen mir kein Haar,
Der Sünden kann ich spotten,
Bleib allzeit ohn Gefahr;
Der Tod mit seiner Macht
Wird nichts bei mir geacht,
Er bleibt ein totes Bild
Und wär er noch so wild.

Die Welt ist mir ein Lachen
Mit ihrem großen Zorn;
Sie zürnt und kann nichts machen,
All Arbeit ist verlorn.
Die Trübsal trübt mir nicht
Mein Herz und Angesicht;
Das Unglück ist mein Glück,
Die Nacht mein Sonnenblick.

Ich hang und bleib auch hangen
An Christo, als ein Glied;
Wo mein Haupt durch ist gangen,
Da nimmt es mich auch mit.
Es gehe durch den Tod,
Durch Welt, durch Sünd und Not,
Es gehe durch die Höll,
Ich bin stets sein Gesell.

Er dringt zum Saal der Ehren,
Ich folg ihm immer nach
Und darf mich gar nicht kehren
An Not und Ungemach;
Es tobe, was da kann,
Mein Haupt nimmt sich mein an,
Mein Heiland ist mein Schild,
Der alles Toben stillt.

Er bringt uns an die Pforten,
Die in den Himmel führt,
Daran mit güldnen Worten
Der Reim gelesen wird:
Wer dort wird mit verhöhnt,
Wird hier auch mit gekrönt,
Wer dort mit sterben geht,
Wird hier auch mit erhöht.

2. Die christliche Frömmigkeit im Spiegel dieses Liedes

Worin besteht denn der besondre Wert dieses Liedes? — so höre ich manche verwundert fragen. Welch ein schrecklich „orthodoxes" Lied, worin so viel von Hölle und Höllenreich vorkommt! so höre ich unsre „liberalen" Gemeindeglieder sprechen. Und die mehr „orthodoxen" Theologen und Gemeindeglieder sagen: Ja, es ist ja ein ganz schönes Lied; denn es wird ja die rechte Lehre von Christi leiblicher Auferstehung darin schriftgemäß bekannt; aber das ist bei vielen andern Osterliedern auch der Fall: worin der besondre Wert gerade dieses Liedes bestehen soll, das ist uns nicht klar. Die Theologen aber, die sich die „Liberalen" im engern Sinne nennen, die tadeln an diesem Liede, ihm fehle „der weiche Ton der Mystik" eines Angelus Silesius, es sei nicht genug „innig, abgeschieden" (von der Welt), nicht genug „sanft und still in Gottes Frieden". — Aber wie, wenn gerade dieser letzte Tadel die größte Ehre für dieses Lied wäre? — Und so ist es in der That. Der zuletzt gehörte Tadel macht uns gerade auf den besondern Vorzug dieses Liedes aufmerksam, weil er, von Einzelheiten absehend, die Gesamtfrömmigkeit in das Auge faßt, die dieses Lied durchzieht. Um aber die besondre Färbung der Frömmigkeit dieses Liedes richtig würdigen zu können, müssen wir ein klein wenig weiter ausholen.

Wie es in der ganzen Menschheit im Grunde drei Arten von Religionen giebt, so kommen auch bei uns selbst und in der römischen Kirche drei verschiedne Auffassungen der eigentlichen Religiosität selbst vor. Wenn man von den Differenzen innerhalb der evangelischen Kirche hört, so hört man immer nur von dem Streit über Richtigkeit oder Unrichtigkeit einzelner Lehren, den die „liberale" und die „orthodoxe" Gruppe miteinander führen. Es giebt aber eine noch wichtigere Verschiedenheit, die nicht die genannten beiden Richtungen, sondern die einzelnen Gruppen innerhalb je einer und derselben Richtung voneinander trennt. Das ist die Verschiedenheit in der Auffassung der eigentlich evangelischen Religiosität selbst. Versteht man unter einer „Religion" etwa einen „Weg, auf irgendwie übernatürliche Weise von den Gefahren und Leiden des Lebens frei zu werden", so wird im Heidentum und beim katholischen Volke, das zu den Heiligenbildern läuft, um Heilungswunder zu erleben, ebenso hie und da auch in besondern, kleinen Kreisen innerhalb der „orthodoxen" Richtung der evangelischen Kirche, in denen Geschichten von äußerer Gebetserhörung und von äußerer Gebetsheilung für besonders erbaulich gelten, — eine äußerliche, magisch-mechanische Freiheit von dem Druck, von den Lasten und Sorgen des alltäglichen Erdenlebens gesucht. Das ist die eine, die heidnische Art der Religiosität, wo sie auch vorkommen möge. Hie und da fand sich auch diese Art der Religiosität beim alten, jetzt fast verschwundenen Vulgär-Rationalismus, wenn Gott dort als „der gute Vater aller Wesen" (!) dafür gepriesen wurde, daß er irdisches Lebensglück verbreite und irdische Leiden abwende, und wenn irdisches Wohlsein als das eigentliche Ziel der Güte und Liebe Gottes galt.

Auch das Gottesvertrauen mancher heutigen „liberalen" Gemeindeglieder trägt noch mehr oder weniger von diesem heidnischen Zuge an sich, wenn bei Gott in erster Linie und unbedingt äußere Freiheit von Krankheit, Not und Gefahr und dafür irdisches Glück in Haus und Familie gesucht wird.

Denn ob man diese äußere Befreiung von Leiden, die man in der Religion sucht, mehr in „liberaler“ Wunderscheu ganz mit natürlichen Mitteln von Gott hergestellt werden läßt, oder mehr in „orthodox-pietistischer“ Wundersucht durch wunderbares Eingreifen Gottes, das macht für die eigentliche Art der Religiosität selbst fast gar keinen Unterschied. Der wundergläubigste Gebetsarzt oder Heiligenverehrer und der „aufgeklärteste“ Lichtfreund und Wunderleugner, dem der liebe Gott dazu vorhanden erscheint, um sein irdisches Lebensglück zu hüten, sie stehen hier in der Art ihrer, von Leidensscheu und Kreuzesflucht erfüllten Frömmigkeit dicht bei einander, so groß man auch heute den Unterschied zwischen beiden darzustellen liebt, weil man die Menschen heute meistens nicht scheidet und vereint, wie es richtig wäre nach der Art ihrer Religiosität, sondern nach ihrer theologisch-philosophischen Schulmeinung, nicht nach dem Heilsgut, das sie von ihrem Gott mit dem Herzen begehren, sondern nach der Art, wie sie sich seine Verwirklichung durch Gott im Verstande denken. Oder trennen nicht die Parteischlagworte „liberal“ und „orthodox“ vieles, was der Frömmigkeit nach zusammengehört, und vereinen vieles, was der Herzensfrömmigkeit nach geschieden ist? — Verfasser dieser Zeilen wenigstens hat die Menschen, die ihm in gleicher Art der Herzensfrömmigkeit am engsten verbunden sind, ebensowohl in beiden Lagern, unter „Liberalen“ und „Orthodoxen“ gefunden, wie umgekehrt auch die Menschen, deren Art, fromm zu sein, ihn fremd und unterchristlich anmutet.

Eine andre Art der Religiosität sucht von dem Druck des Erdenlebens dadurch frei zu werden, daß der Fromme sich mit seinem Geiste von der Erde wegwendet, daß er in einen Zustand des Vergessens den irdischen Leiden gegenüber zu geraten sucht. Dies kann ein solcher seelischer Zustand sein, worin das Empfinden, Streben, Begehren und Denken überhaupt eingeschläfert wird (die von den Buddhisten gepriesene Nirwana), es kann aber auch ein Zustand sein, worin man über dem augenblicklichen süßen Gefühlseindruck, den man in besondern stillen Stunden des Lebens erleidet und ruhend genießt, die Erde mit ihrem Druck ganz vergißt, sich von ihr im Geiste wegwendet zu dem sanften Genuß der Schönheit des „Alls“, der „Weltseele“, der „Ursubstanz“, oder auch Gottes und des Heilandes. Diese Art Religiosität ist geistige Weltflucht und Weltvergessenheit.

Diese zweite Art menschlicher Religiosität sehen wir in der neuplatonischen Frömmigkeit, z. B. an der Philosophin Hypatia, wir finden sie bei dem Buddha Gautama und bei allen aufrichtigen Buddhisten, wir finden sie im christlichen Mittelalter bei allen mehr innerlich-frommen Mönchen und Nonnen in ihren Klöstern, besonders bei einem Bernhard von Clairvaux. Auch bei manchem pantheistisch gerichteten Freigeist im Mittelalter finden wir diese Art von Frömmigkeit, die man „Mystik“ zu nennen pflegt, wenn ein solcher im Vergessen der Welt, als der Summe der Einzeldinge, mit dem „Einen Wesen der Welt“, dem unpersönlichen „Allgott,“ im Genuß zu verschmelzen suchte.

In der evangelischen Kirche finden wir eine geistesverwandte Abart dieser Religiosität wieder bei manchem „Pietisten“ (Gerhard Tersteegen: „Laß mich ganz verschwinden“ in dem Liede „Gott ist gegenwärtig“), in manchen frommen Kreisen und bei manchen „Stillen im Lande“; diese Abart bildet dann ein wesentliches Merkmal in der Religiosität Goethes und Schleiermachers, und heute ist sie — manche wissen das gar nicht! — das besondre, unterscheidende Kennzeichen der Religiosität, die von der sogenannten „liberalen Theologie“ im engern Sinne gepflegt und vertreten wird. Goethe hat ihr den schönsten Ausdruck verliehen in dem Religionsgespräch Fausts mit Gretchen: „Wer kann ihn nennen“ 2c. . . . . „Gefühl ist alles.“ Obwohl nämlich unsre heutige „liberale Theologie“ im engern Sinne — denn im weitern Sinne sind wir alle „liberal“, soweit wir an der Bibel und am Dogma nicht nur zaghaft, sondern mutig Kritik zu üben für unser gutes evangelisches Recht halten — in ihrer Sittenlehre durchaus nicht weltflüchtig, sondern gut evangelisch weltbeherrschend und weltverklärend ist, wird doch von ihr meistens eine Religiosität gepflegt, die zu ihrer eignen gesunden Sittenlehre nicht paßt.

Echt evangelisch und lutherisch ist aber diese Art der Religiosität, auch in ihrer modern-liberalen Abart, nicht. Luther hat und übt eine andre, dritte Art der Religiosität, nicht der „Wehmut“, sondern der „Tapferkeit“, nicht der „Moll-Stimmung“, sondern der „Dur-Stimmung“, da er mutig in dem auf Christus gegründeten Gottvertrauen in die Welt hineinblickt, und sich nicht fürchtet, „ob auch die Welt voll Teufel wär.“ Diese Art der Religiosität besteht in dem herzhaften Vertrauen, mit dem man die Lasten und Nöte des Erdenlebens ansieht als von Gottes angewandte Vaterliebe Mittel zur ewigen Verklärung der ganzen christlichen Gemeinde und des einzelnen Christen in das sittliche Bild Jesu Christi, als Mittel zu unserer Leitung auf das Reich Gottes hin. Ihren rechten Ausdruck findet diese Frömmigkeit in Luthers Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen“, in seinem Liede „Ein feste Burg“, dann auch in dem obigen Liede Paul Gerhardts; ferner in Bismarcks Wort von der Furchtlosigkeit der Deutschen, und endlich auch in folgenden Worten eines großen Entschlafnen, die den Verfasser dieser Zeilen, da er gerade sich mit Paul Gerhardts Liedern beschäftigte, erst den Wert des obigen Liedes und darin besonders des sechsten Verses haben erkennen lassen:

„Der Christ wird so wenig, wie irgend ein Mensch so von der Welt frei gestellt, daß er von den Uebeln verschont würde, die aus dem Naturzusammenhang und aus der Stellung der andern Menschen in demselben hervorgehen. Aber durch das Gottvertrauen und durch die Geduld und Dankbarkeit setzt er alle ihn treffenden und hemmenden Uebel zu Mitteln seiner geistigen Freiheit und Selbständigkeit um. (Ritschl, Drei akademische Reden, S. 11.)

Denn nicht schon der Grundsatz von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist das eigentümliche Merkmal der Reformation Luthers und der dieser entsprechenden Frömmigkeit — der Grundsatz ist auch im Mittelalter vorhanden —, sondern die Anwendung gerade dieses Grundsatzes in jenem weltüberwindenden und weltbeherrschenden Gottvertrauen. Darum ist das obige Osterlied Paul Gerhardts, das die Glaubensstellung zu Christus gerade in die mutige Glaubensstellung gegenüber allen Gefahren und Nöten ausmünden läßt, so echt evangelisch und reformatorisch. Hierin besteht daher der besondre Wert jenes Osterliedes.

Wie steht nun die Orthodoxie zu dieser unsrer religiösen Verschiedenheit von der im engern Sinne „liberalen“ Theologie? Vier Strömungen sind in der Orthodoxie vorhanden, und zwar sehr oft in jedem einzelnen ihrer Anhänger. Eine Strömung gerade dieser echt-evangelischen, weltbeherrschenden Frömmigkeit, die den „liberalen“ Theologen teils fehlt, teils von ihnen nicht so gewürdigt wird. Dies ist das Gute in der heutigen Orthodoxie. Dann eine Strömung der von uns als „unevangelisch-weltflüchtig“ bezeichneten Religiosität, besonders in manchen süßlich-orthodoxen Kreisen. Ferner eine „rationalistische“, aufs verstandesmäßige Begreifen und Beweisen und Erklären gerichtete Strömung, die ebenso wie die vorangehende Strömung auch einen starken Bestandteil der „liberalen“ Theologie im engern Sinne ausmacht. Endlich ist in der Orthodoxie eine vierte Strömung vorhanden, von der aber, im Unterschiede von den beiden oben genannten Strömungen, die im engern Sinne „liberale“ Theologie gänzlich frei, vielleicht allzu frei ist, das ist eine Strömung, der es darauf ankommt, daß die überlieferten Lehren gehorsam angenommen und bewahrt werden, wobei aber gar nicht danach gefragt wird, welche Freiheit von der Not bei Gott durch den Glauben gesucht wird. Diese eigentlich katholische Strömung in der Orthodoxie, der blinde Traditionalismus, ist der gesunden Religiosität in ihr besonders lebensgefährlich. Diese vierte Strömung ist die größte Gefahr der Orthodoxie. Allen Gefahren gegenüber aber, sowohl denen, welchen der Liberalismus, als auch denen, welchen die Orthodoxie unterliegt, aller Ungesundheit der Frömmigkeit gegenüber kann das obige Lied Paul Gerhardts uns allen zeigen, was in Wahrheit evangelische Gläubigkeit und Frömmigkeit ist.

Paul Gerhardts Osterlied genügt aber auch zu dem Nachweise, daß unter den „Aufstellungen des Systematikers Ritschl, die von einem großen Teile der Orthodoxie und der liberalen

Theologie als unannehmbar zurückgewiesen werden", wenigstens die Betonung der veränderten Weltstellung des Christen im sieghaften Gottvertrauen, als der spezifischen Frucht der Versöhnung durch Christus, und als des höchsten Kennzeichens christlicher Religiosität, dennoch „dem Mutterschoße der christlichen Erfahrung entstammt", nämlich der Erfahrung eines Paulus, eines Luther und eines Paul Gerhardt, um nur einige von denen zu nennen, die solche Erfahrung gemacht haben. Dies gegen die Ausführungen D. Weiffenbachs in Nr. 11 der Christlichen Welt vom vorigen Jahrgange, Sp. 235.

Gewiß bestätigt auch das mitgeteilte Lied Paul Gerhardts die Behauptung, das Christentum sei der „Inbegriff der durch Christus in die Welt eingetretenen und in ihr wirksam gewordnen Gotteskräfte" (ebenda Sp. 236); denn das Beste in jenem Liede ist die aus Christus stammende „Gotteskraft" mutigen Vertrauens, die darin sich wirksam äußert; aber eben diese Gotteskraft des Vertrauens ist doch immer zugleich „eine eigenartige Welt- und Lebensanschauung." Das Wesen des Christentums, als „durch Christus in die Welt eingetretne Gotteskraft" weltüberwindenden Vertrauens schließt daher die andre Behauptung, das Christentum sei wesentlich „eine eigenartige Welt- und Lebensanschauung", keineswegs aus, sondern vielmehr ein.

Die Richtigkeit dieser ganzen Ausführung wäre freilich hinfällig, sobald es wahr wäre, daß „Erfahrungsaussagen, die von der Hälfte der evangelischen Christenheit gar nicht als den Thatsachen entsprechend anerkannt werden, eben keine Sätze der Erfahrung" seien, und daß „Erfahrung" die Wirkung einer „zwingend sich aufdrängenden Macht sei." Daß „ein bestimmter Kreis" freilich auch die von uns vertretne christliche Erfahrung „in allem Wesentlichen gleichmäßig empfunden" hat, soll von uns nicht geleugnet, sondern gerade behauptet werden; nur behaupten wir auch, daß der Umfang dieses „bestimmten Kreises" und die Zugehörigkeit des Einzelnen zu ihm nicht eine Sache naturartigen Zwanges ist, sondern daß die Bedingungen für den Eintritt in den Kreis solcher innern Erfahrung auf dem Gebiete der sittlichen Freiheit liegen. Die eigentümlich majorisirende Anwendung des Prinzips der „christlichen Erfahrung" scheint uns nur die Wahrheit der Einwendungen zu bestätigen, die Julius Kaftan schon im Jahre 1879 gegen die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Prinzips der „innern Erfahrung" vorgebracht hat („Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben" S. 73), und deren Nichtbeachtung der Hauptfehler in jenem Artikel von D. Weiffenbach sein dürfte. Wir wissen, was wir als Christen erfahren haben, und lassen uns solche Erfahrung nicht durch die Frage unsicher machen, ob die Zahl derer, die diese Erfahrung nicht, sondern ganz andersartige religiöse Erfahrungen gemacht haben, groß oder klein ist. Was ich als meine religiöse Erfahrung erkannt habe, bleibt meine Erfahrung, auch wenn ich sie ganz allein unter den Menschen gemacht hätte. Dann müßte ich freilich meine Religion für mich haben. So steht es Gott sei Dank nicht. Dafür bürgt neben andern Zeugnissen auch obiges Lied Paul Gerhardts.

A K

Gaston Frommel

Esquisses contemporaines

4. Amiel

Bei Gaston Frommel begegnen wir ebenso wie bei Drummond überall den Voraussetzungen modern naturwissenschaftlicher Ergebnisse. Drummond baut in seinen „Naturgesetzen in der Geisteswelt" das System seiner christlichen Ueberzeugungen neu auf der Evolutionslehre auf, und was bisher die Grundlehren des Christentums zu erschüttern drohte, wird ihm zu ihren Grundpfeilern. Doch stempelt er Analogien und Gleichnisse, die innerhalb ihrer Grenzen zu den überzeugendsten Beweisen werden können, ohne weiteres zu Gesetzen, legt ihnen dieselbe Beweiskraft bei, wie den Gesetzen der Naturwissenschaft und entgeht so nicht dem Verhängnis, ein Verstandessystem an Stelle eines andern zu errichten. Wie unendlich größer ist er,

wo er das Gleichnis als Gleichnis walten und den Geist wehen läßt, wo er will! —

Gaston Frommel überwindet das Dilemma der Entwicklungslehre in andrer Weise. In dem ungewöhnlich reichhaltigen Aufsatz über Amiel, dessen Wesen er aus eigner innerer Verwandtschaft trotz aller Gegensätze intuitiv erfaßt, heißt es:

Wissen, was der Mensch ist, wissen, daß er nur das ist, wozu ihn seine Vorfahren gemacht haben, wissen, daß die Gesetze der Erblichkeit sich in ihm erfüllen, wie das Gesetz der Schwere im Kieselstein; wissen, daß er tausend feindlichen Einflüssen unterworfen ist, deren er nicht mehr Herr, als die Welle in der Stromschnelle des Wasserfalles; wissen, daß er nur ein vergängliches Atom, in dem sich das universelle Leben offenbart, daß er am Busen der Menschheit hängt wie der Tropfen am Weltmeer, daß er weder ein besondres Teil, noch ein abgerundetes Ganze, sondern auf dem Stamm der Geschlechter aufkeimt wie eine Zelle am Baumstamm; daß es seine Bestimmung ist, die Art, der er entsprungen, fortzupflanzen, und das Leben, an dem er teil hat, zu verbreiten; daß sein Dasein selbst ihm verschleiert ist, er weder Ausdehnung noch Dauer seines Lebens kennt und sich mit einem mit Ungeduld versetzten Grauen in diese Unbekanntheiten stürzt, um bald in das allgemeine Grab zu sinken; sich eben so veränderlich zu wissen in seinen Meinungen, als unbeständig im Handeln und seiner ganzen Natur nach verletzbar; endlich, sich auf der Wage seiner Eitelkeit zu wiegen: das heißt wahrhaftig den Boden des Abgrunds berühren und sich in seine düstern Tiefen hinabstürzen. Erwägungen, die die Fassungskraft der Seele übersteigen und einen trüben, Schwindel erregenden Dunst ausströmen, dessen Rausch sie nicht lange erträgt.

Das Denken, dem diese Betrachtungen entstammen, führt nicht zum Sieg. Um als Ueberwinder aus diesen Qualen hervorzugehen, bleibt nur ein einziges Mittel: sittliches Thun. Das allein ist imstande, uns wieder Vertrauen einzuflößen, weil unsre wahre Würde darauf beruht.

Dann, dann — in der Umnachtung, in die das mörderische Analysiren unsrer holdesten Illusionen uns versetzt hat, glänzt der fassungslosen Seele ein neues Licht auf. In dem Schweigen der Mutlosigkeit vernimmt sie den Ton einer ernsten, aber tröstenden Stimme. Das Gewissen spricht. „Du sollst," sagt es, und diese „Anstrengung", die „lächerlich", dieses „Vorurteil," das „albern" erschien, all diese kleinlichen Beziehungen und erbärmlichen Vorurteile, die der Verstand bitterlich verspottete, enthüllen plötzlich Oberherrlichkeit, Würde und Bedeutung. Das Gewissen spricht — und das untergeordnetste Leben wird zum Heiligtum und das elendeste Dasein ein Gottestempel; es spricht, und alles ändert sein Aussehen. Realitäten erstehen, wo man nur Einbildungen sah, und man erstaunt über die Größe dessen, was man so gering geachtet. Das Gewissen leuchtet wie eine helle Flamme in den Schatten des Zweifels hinein, und der kalte Tag der Pflicht, den es heraufführt, erweist sich allmählich als belebendes Licht einer erwärmenden Sonne. Dank der göttlichen Anordnung gebiert die Hingabe, die die Pflicht verlangt, Liebe, und der Liebe ist alles möglich.

Hier liegt die Lösung der Probleme, die der Gedanke vergeblich zu lösen trachtete. In der freiwilligen Unterwerfung unter die sittlichen Gebote erscheinen die Widersprüche beschwichtigt, gegen deren Druck die Vernunft vergebens ankämpfte. Die Energie, die die Pflicht vorschreibt, führt den, der sie thut, an das Herz der Wahrheit selbst, und sichert ihr den Besitz. Denn die Wahrheit gehört von rechtswegen denen, die sie ausüben.

Wir müssen uns vor der Annahme hüten, als umfaßten wir die Welt mit dem Gedanken; ihr Widerspiel wohl, nicht aber ihre Realität. Alles Denken ist stellvertretend und löst sich auf, wenn man es ergreifen will. Wissen ist Zurückstrahlen, Erkennen — die Erscheinungen des Objekts in sich Aufnehmen. Sich kennen heißt, sich im Spiegel seines Verstandes besehen. Aber Bild bleibt Bild. Wissen ist nicht Leben, und aufs Leben kommt es an. Nur das Thun berührt die Wirklichkeit; vielmehr der Mensch ist nur sofern wirklich Mensch, als er handelt. Das Leben ist eine unaufhörliche Selbstvergegenwärtigung. Das ganze Sein ein Thun, das sich wiederholt, so lange es währt. Nun ist aber das Leben des Menschen ein Wollen. Es muß auf die heutige Wiederherstellung des Willens abzielen und seinen Fortschritt im Auge behalten. Jede unsrer Handlungen ist eine erneute Schöpfung und ein zuverlässiges Zeichen unsrer Größe. Im Thun rufen wir ins Dasein, was vorher nicht war, und behaupten das Recht unsrer Selbstbestimmung. Die Wissenschaft unterwirft uns dem, was ist, der Wille befreit uns davon. Ist nun der sittliche Wille der eigentliche Wille, vielleicht der einzige, der den Namen verdient, dann wird der Moment sittlichen Gehorchens ein erhabner Moment, der einzige wahrhaftige in dem Leben des Menschen.

Merkwürdig, daß Amiel, der das alles aus der Erfahrung kannte, sich nicht fester daran gehalten hat. . . . Er lebt nicht, er kann nicht mehr leben, weil er denkt, und unter seinem Denken welkt alles, was er berührt. Bei diesem Grade angelangt, gleicht der Intellektualismus dem Alkoholismus: man kann davon nicht genesen, man stirbt daran. Der Gedankenrausch ruinirt so gewiß den moralischen Organismus wie der Weinrausch den Körper. Gegen beide Krankheiten giebt es nur ein Mittel: Enthaltung. Amiel, fern davon, hat immer reichlicher aus dem Kelch getrunken, dessen berauschender Trank ihm hinfort unentbehrlich war. Damit ist er der Prophet und Vorläufer der kommenden Geschlechter geworden. Die Blüte unsrer Jugend findet sich in ihm wieder. Unsre Bildung ist von Jahr zu Jahr verstandesmäßiger

geworden. Sie will die Familie durch die Schule, die Erziehung durch Belehrung, den Charakter durch Wissen ersetzen. Ein verhängnisvoller Irrtum, den wir teuer bezahlen mit dem Defizit der Ueberzeugungen, den Glaubenserschütterungen, der Verachtung des praktischen Lebens und einem latenten Skeptizismus in bezug auf ernste Fragen und innere Ueberzeugungen.

Wie oft, allein an schönen Herbstabenden auf hohem Bergeshang, über uns das flimmernde Gewölbe des von Unendlichkeit zu Unendlichkeit kreisenden Himmels, wie oft hat sich unser Gedanke da nicht in diesen verbotnen Regionen verirrt und verwirrt? Wie oft, angesichts der Unvergänglichkeit der Dinge und der Zerbrechlichkeit des Menschen, haben nicht auch wir gezweifelt an dem Wert des individuellen Daseins? Doch das Sittengesetz hat uns immer wieder gewiß gemacht. Was dem Absoluten des Imperativs unterworfen ist, kann nicht vergehn, denn es hat teil an diesem Absoluten. Wäre des Menschen Leben nur ein Tropfen im Zeitenstrome, nur ein Atom am Busen des Universums, dies Atom wäre größer als das Universum und unendlicher als die Zeit, denn es weiß, was es soll, es ist ewig. Da sind uns die Worte Kants in den Sinn gekommen, und in der Stille der Nacht haben wir sie wiederholt unter dem heiligen Schauer, den die Wahrheit in denen wachruft, die sich ihr nahen: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewundrung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."

Die Idee des Christentums ist Amiel vertraut, aber seine Verwirklichung entgeht ihm, denn die Idee des Christentums ist noch nicht Christentum.

Amiel hat Jesus Christus nicht gekannt, wie er gekannt sein will, sonst hätte er in ihm die Antwort auf die Fragen, die ihn quälten, gefunden. Der Jesus der Gleichnisse hätte ihm die Natur gedeutet, ihren Zweck, ihr Ziel und ihre Realität. Der Mensch Jesus hätte ihm den Menschen offenbart: als Zentrum der Religion eine Person, nicht Lehrsätze, eine Person und nicht Beweise. Das ist der unerschütterliche Grund, der die menschliche Persönlichkeit vor den Anläufen des Pantheismus sicherstellt. Der Gott Jesus endlich hätte ihn in seiner Liebe und Heiligkeit das Wesen eines Gottes erkennen lassen, den er nur zu oft mit dem Denken ergreifen wollte. Das gebieterische Bedürfnis nach Unpersönlichkeit, das ihn beherrschte, diese ewige Qual bevorzugter Geister — hätte in Jesu Christi Gotte ein wahrhaftiges, belebendes Objekt gefunden. Besser als in der Natur, besser als in eignen Spekulationen hätte er sich in die wiederherstellenden Wasser der göttlichen Barmherzigkeit getaucht, um reiner und beherzter daraus hervorzugehen; er hätte sich in die Tiefen dieser Liebe hinabgestürzt und wäre nicht darin versunken. Er hätte unaussprechliche Ekstasen gekostet, die ihn doch nicht geschwächt hätten. Er hätte in der persönlichen Vereinigung mit einem persönlichen Gott Kraft zu leben und Freudigkeit zu sterben gefunden.

Aus der überraschenden Schlußwendung der Skizze über Loti erfuhren wir schon, daß Gaston Frommel in seinen religiösen Ueberzeugungen keineswegs bei der Wiedergewinnung des sittlichen Haltes stehen geblieben war. Das mystische Element, das ihn bei Loti und Amiel verwandt berührt, wird zuweilen vorherrschend und gewinnt ein positiv christliches, ja pietistisches Gepräge. Das sittliche Ideal, das ihm der Mensch Jesus Christus verkörpert, führt ihn dazu, ihn als seinen Gott anzubeten. Aber er geht weiter. Er verlangt von jedem ernst suchenden und strebenden Menschen, daß er denselben Standpunkt gewinne, und sofern er dies nicht erreicht, hat ihm sein ganzes sittliches Streben nach Ergebung, Heiligung und Vervollkommnung keinen Wert und reißt ihn bis zu abfälligem Urteil hin.

So thut er über Amiels letzte Aufzeichnungen*) die Aeußerung:

Wenig Sterbebetten haben uns den Tod zu etwas so Schrecklichem gemacht. Amiel stirbt wie ein religiöser Stoiker. Er versinkt in das Unbekannte erhaben, ruhig, fest, scheinbar ohne Schwachheit, aber auch ohne Hoffnung, und diese traurige Resignation berührt verletzender als Murren und Lästerung.

Wir haben dabei an Robertsons, diese ganze Anschauungsweise**) charakterisirenden Worte gedenken müssen, die ein jedenfalls ursprünglicheres Auffassen des Evangeliums bekunden:

Ich könnte nicht sagen, das Streben nach innerer Vollkommenheit, ohne dabei die Hilfe des heiligen Geistes zu suchen, wäre an sich schon Täuschung oder ein gefährlicher Traum. . . . . Können wir, ohne unsre moralischen Ueberzeugungen aufzugeben, uns auch nur einen Augenblick der Redeweise bedienen, die zu behaupten scheint, gut sei nicht gut, wenn nicht ein unbegreifliches Element dabei mitwirke, das die, die sich seines Besitzes rühmen, offenbar nicht edler und himmlischer macht als andre — wohl aber oft viel engherziger und empörend eingebildet?

C B

*) Vergl. Nr. 8 d. Jg., Sp. 159.

**) Dieselbe kommt ähnlich zum Ausdruck in dem letzten Kapitel des obenerwähnten Buches von Drummond „Das Naturgesetz in der Geisteswelt."

Letzter Abend

Nicht hinter Wolken — nein! bei Deinen Höhen
Laß meine Sonne einst zur Rüste gehn,
Dann laß mich golden Deinen Himmel sehen
Und licht den Abendstern im Aether stehn!

Still seis ringsum wie sabbatliches Schweigen,
Vom ewgen Leben lisple leis die Luft!
So, Vater, laß sich meine Sonne neigen,
Versinkend sanft in goldnem Abendduft!

Schwer war mein Lebenstag von Wetterschwüle,
In Wolken barg sich mir der Sonne Schein.
Verleih Du meinem Abend sanfte Kühle
Und laß mein Ende, Herr, ein lichtes sein!

Ja gieb in Gnaden, daß, wenn Du wirst winken,
Mein Tagewerk im Frieden sei vollbracht!
Dann wird mir froh der Stern der Hoffnung blinken
Ob meines letzten Schlummers langer Nacht!

Melleriaz bei Glion, Sept. 1890. A H Franke

Zukunftsmusik

2. Bellamy

Ganz anders geartet als Bebel und Köhler ist Bellamy. Jene zu lesen ist eine Anstrengung, diesen ein Genuß. Bellamys Rückblick ist ein lehrhafter Roman in, wie mir scheint, künstlerisch vollendeter Durchführung. Schon diese romanhafte Einkleidung eines so ernsten sozialistischen Problems ist von hohem Reize. Mit einer edeln humorvollen Pikanterie, mit Hilfe geheimnisvoller aber nicht aufdringlicher spiritistischer und biomagnetischer Phantastereien wird uns in angenehmster Weise die Thatsache plausibel gemacht, daß ein junger Mann von dreißig Jahren, aus der besten Bostoner Gesellschaft, reich und glücklich verlobt, an Schlaflosigkeit leidend und deshalb im Jahre 1887 in einem unterirdischen Schlafzimmer durch die Manipulationen eines Magnetiseurs eingeschläfert, plötzlich im Jahre 2000, also nach einem mehr denn 113jährigen Schlafe, bei einer zufällig vorgenommenen Ausgrabung aufgefunden und durch ärztliche Kunst aus seinem magnetischen Starrkrampfe wohlkonservirt zu neuem Leben in dem nunmehr verwirklichten Zukunftsstaate aufgeweckt wird. Julian West, das ist der Name des interessanten Aufgefundenen, ist in die Hände eines Arztes, Dr. Leetes, gefallen, der auf dem ehemals ihm gehörigen Grund und Boden sein Haus und Heim gebaut hat und ihn nun mit seiner Frau und seiner ebenso liebenswürdigen als schönen Tochter aufs freundlichste in die neue Welt aufnimmt und einführt. Spaßig ist die Szene der gegenseitigen Vorstellung nach der Erweckung des Schlafenden, ergreifend und psychologisch aufs tiefste fesselnd das Erwachen des neuen Weltbürgers nach seiner ersten wieder normal durchschlafenen Nacht. Noch im Halbschlaf, hat er die erschütternden Erlebnisse des vergangnen Tages zunächst völlig aus dem Gedächtnis verloren. Er ist sich ganz wieder der alte Mensch aus dem Jahre 1887 und denkt sehnsüchtig an seine geliebte Edith. Da schießt ihm ein ferner Gedanke durch den Kopf, er öffnet die Augen — eine fremde Umgebung. Entsetzt starrt er um sich, unfähig, sich auf sich selbst zu besinnen, sich zu erinnern, wer und wo er sei. Diese Situation ist auf das anschaulichste geschildert; es ist dieselbe, die man annähernd selbst ab und zu erlebt, wenn man nachts oder morgens aus Traum und Schlafe fährt, auf Augenblicke unfähig, sich zu orientiren, mit der peinlichen Empfindung, außer sich und doch nirgends zu sein.

Ich war — so läßt Bellamy seinen Helden erzählen — während dieser Augenblicke ebensowenig fähig, mich vom reinen Sein zu unterscheiden, als der erste Entwurf einer Seele es sein würde, bevor er sein besondres Merkzeichen, die individualisirende Berührung empfangen hat. Sonderbar, daß das Gefühl dieses Unvermögens eine solche Qual ist! Aber so sind wir beschaffen. Es giebt keine Worte für die geistige Marter, die ich durchlitt während dieses hilflosen, blinden Suchens nach mir selbst in einer grenzenlosen Leere. Keine andre Erfahrung des Bewußtseins gleicht wahrscheinlich irgendwie dem Gefühle absoluten geistigen Stillstandes, wie es beim Verluste unsers innern Stützpunktes, des Ausgangspunktes für das Denken, während des Augenblicks einer solchen Verdunkelung der Empfindung persönlicher Identität eintritt. Ich hoffe, so etwas nimmer wieder zu erleben.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand angehalten hatte, — er schien eine Unendlichkeit, — als wie ein Blitz die Erinnerung an alles Geschehene mich durchzuckte. Ich erinnerte mich, wer und wo ich sei und wie ich hierhergekommen, und daß diese Szenen, die durch meinen Geist gezogen waren, als ob sie sich erst gestern ereignet hätten, eine Generation betrafen, die lange, lange schon in Staub zerfallen war. Aus dem Bette aufspringend, stand ich inmitten des Zimmers und umklammerte mit aller Kraft meine Schläfen mit den Händen, um sie am Zerspringen zu hindern. Dann fiel ich auf mein Lager zurück und lag, das Gesicht in die Kissen gegraben, ohne Bewegung. Die unvermeidliche Reaktion nach der geistigen Erhebung, dem intellektuellen Fieber, welches die erste Wirkung meines furchtbaren Erlebnisses gewesen, war gekommen. Die Gemütskrise, die nur auf die völlige Vergegenwärtigung meiner wirklichen Lage und alles dessen, was sie einschloß, wartete, war eingetreten; und mit zusammengebißnen Zähnen und schwer atmender Brust, krampfhaft die Bettpfosten packend, lag ich da und kämpfte um meinen Verstand. In meinem Geiste hatte sich alles losgerissen, — Gefühlsgewohnheiten, Gedankenverbindungen, Vorstellungen von Personen und Dingen, alles hatte sich aufgelöst und den Zusammenhang verloren und wogte zusammen zu einem anscheinend unentwirrbaren Chaos. Da war kein Sammelpunkt mehr, nichts war fest geblieben. Nur der Wille allein war noch da, — und war irgend ein menschlicher Wille stark genug, solch einem tobenden Meere zuzurufen: „Friede! sei still!"? Ich durfte nicht denken. Jeder Versuch, mir das, was mir zugestoßen sei und was es in sich schlösse, vorzustellen, verursachte meinem Hirn unerträglichen Schwindel; die Idee, daß ich aus zwei Personen bestehe, daß meine Identität eine doppelte sei, begann, als die einfachste Erklärung meiner Erfahrung, mich zu bestricken.

Ich wußte, daß ich an der Grenze des Wahnsinns stand. Wenn ich so liegen blieb, war ich verloren. Zerstreuung irgend welcher Art mußte ich haben, wenigstens die Zerstreuung körperlicher Anstrengung. Ich sprang auf, kleidete mich hastig an, öffnete die Thür und eilte die Treppe hinunter. Es war noch sehr früh, noch kaum hell, und ich fand niemanden in dem untern Geschosse des Hauses. Im Flur hing mein Hut, und die Hausthür öffnend, die mit einer Nachlässigkeit geschlossen war, die anzeigte, daß der Einbruch nicht zu den Gefahren des modernen Boston gehörte, fand ich mich auf der Straße. Zwei Stunden lang ging oder rannte ich durch die Straßen der Stadt, indem ich die meisten Viertel ihres Halbinselteiles besuchte. Nur ein Altertumsforscher, der etwas von dem Gegensatze weiß, den das heutige Boston zu dem des neunzehnten Jahrhunderts bildet, kann annähernd schätzen, was für eine Reihe verwirrender Ueberraschungen ich während dieser Zeit erfuhr.

Zuletzt stand ich wieder an der Thür des Hauses, aus dem ich fortgegangen war. Meine Füße mußten mich instinktiv an die Stelle meines alten Heims zurückgetragen haben; denn ich hatte keine klare Vorstellung davon, daß ich dahin zurückgekehrt sei. Dies Haus war für mich nicht mehr ein Heim, als irgend ein andrer Fleck in dieser Stadt einer unbekannten Generation, und seine Bewohner waren nicht weniger gänzlich und unvermeidlich Fremde, als alle die andern Männer und Frauen, die jetzt auf der Erde lebten. Wäre die Thür des Hauses verschlossen gewesen, so hätte mich deren Widerstand daran erinnert, daß ich dort nichts zu suchen hatte, und ich würde mich entfernt haben; aber sie gab meiner Hand nach, ich ging mit unsicherem Schritt durch den Hausflur und trat in eins der anstoßenden Zimmer.

Ich warf mich in einen Stuhl und bedeckte meine brennenden Augen mit den Händen, um die Schrecken all des Fremden auszuschließen. Meine geistige Verwirrung hatte einen solchen Grad, daß sie physische Uebelkeit erzeugte. Die Angst dieser Augenblicke, während deren mein Gehirn sich aufzulösen schien, oder dieses äußerste Gefühl der Hilflosigkeit, — wie kann ich es beschreiben? In meiner Verzweiflung stöhnte ich laut. Ich begann zu fühlen, daß, wenn jetzt nicht irgend welche Hilfe käme, ich wahnsinnig werden würde. Und gerade jetzt kam sie. Ich hörte das Rauschen eines Kleides und blickte auf. Edith Leete stand vor mir. Ihr schönes Antlitz war voll des schmerzlichsten Mitgefühls. . . . Als ich in ihr mitleidsvolles Antlitz und in ihre feuchten Augen blickte, ließ das schwindelnde Gefühl in meinem Kopfe nach. Das süße menschliche Mitgefühl, daß in dem sanften Drucke ihrer Finger bebte, hatte mir den Halt gebracht, dessen ich bedurfte.

In kurzer Zeit entspinnt sich ein wirkliches Liebesverhältnis zwischen den beiden jungen Leuten, und als West der zweiten Edith seine Liebe gesteht und ihr Jawort erhält, erfährt er, daß sie die Urenkelin seiner einstigen Geliebten ist, die später, nach langer Trauerzeit um den verlornen Bräutigam, noch geheiratet hatte. Und nun eine neue Schalkhaftigkeit und Seltsamkeit, die mit Bellamys spiritistischen Liebhabereien und Seelenwanderungsgedanken zusammenhängt — er entdeckt in seiner zweiten Edith die Züge, die Art, die Seele der frühern, die er vor Wochen noch sein Eigen nannte, und die seitdem doch schon fast hundert Jahre im Grabe ruht.

Es war — so erzählt West — als ob aus ihren Augen Edith Bartlett in die meinigen blickte und mir Trost zulächelte. Mein Schicksal war nicht allein das seltsamste, sondern auch das glücklichste, das je einen Mann betroffen hatte. Ein doppeltes Wunder war für mich gewirkt worden. Ich war nicht an der Küste dieser fremden Welt gestrandet, mich allein und ohne Gefährten zu finden. Meine Geliebte, die ich verloren geträumt hatte, war zu meinem Troste in einem neuen Körper erschienen. Als ich zuletzt, hingerissen von Dankbarkeit und Zärtlichkeit, das liebe Mädchen in meine Arme schloß, da verschmolzen die beiden Ediths in meiner Vorstellung zu einer, und ich habe sie seitdem nimmer klar voneinander unterscheiden können. Es dauerte nicht lange, so bemerkte ich, daß auf Ediths Seite eine entsprechende Verwechslung der Persönlichkeiten stattfand. Sicherlich gab es zwischen Liebenden, die sich soeben erst gefunden hatten, nie ein so seltsames Gespräch, wie das unsrige an jenem Abende war. Sie schien es mehr zu wünschen, daß ich von Edith Bartlett, als daß ich von ihr selbst spräche, daß ich ihr sagte, wie ich jene geliebt hätte, als daß ich von meiner Liebe zu ihr redete, und sie belohnte meine leidenschaftlichen Worte, die einem andern Weibe galten, mit Thränen, zärtlichem Lächeln und Händedruck.

„Du darfst mich nicht zu sehr um meinetwillen lieben," sagte sie. „Ich werde ihretwegen sehr eifersüchtig sein. Ich werde nicht erlauben, daß du sie vergißt. Ich will dir etwas sagen, was dir vielleicht seltsam erscheinen wird. Glaubst du nicht, daß Geister manchmal in die Welt zurückkehren, um ein Werk zu vollbringen, das ihnen am Herzen lag? Wie nun, wenn ich dir sage, daß ich manchmal gedacht habe, ihr Geist lebe in mir, — Edith Bartlett, nicht Edith Leete sei mein wahrer Name? Ich kann es nicht wissen: natürlich kann niemand von uns wissen, wer wir wirklich sind; aber ich kann es fühlen. Kannst du dich wundern, daß ich ein solches Gefühl habe, da du doch siehst, wie mein Leben durch sie und durch dich beeinflußt worden war, sogar ehe du kamst? So siehst du denn, daß du dir gar nicht die Mühe zu geben brauchst, mich überhaupt zu lieben, wenn du ihr nur treu bleibst. Ich werde wohl nicht eifersüchtig werden."

Der Schluß des Romans ist besonders ergreifend. Es ist abermals ein nächtlicher Traum, abermals seltsam genug. Julian West träumt, daß er plötzlich in der alten Welt wieder aufwache, und alles, was er in der neuen erlebte, nur selbst wieder Geträumtes gewesen sei. Er träumt, wie er vom Lager aufsteht und die Zeitungen durchfliegt mit ihren entsetzlichen Nachrichten von Kriegsgefahren, großen Streiks, Unterschlagungen, Bankbrüchen, Diebstählen, Mordaffairen, und dabei ihren schöngeistigen Phrasen und lügnerischen Lobhudeleien auf die Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Er träumt, wie er wieder die schmutzigen Straßen des alten Boston durcheilt und das ganze wüste Durcheinander an sich vorüberziehen läßt; er erkennt im Traume die ganze soziale Misere seiner Zeit. Dieser ganze Traum ist eine glänzende, von tiefer Frömmigkeit getragene, mit einem Herzen voll Liebe geschriebene Charakteristik unsrer Tage, die bis in Herz und Nieren des Lesers trifft. Sie ist so anschaulich, so unmittelbar, daß man wieder diesen Traum für Wirklichkeit und die Wirklichkeit aus dem Jahre 2000 für Traum zu halten beginnt, bis man endlich aufs tiefste ergriffen mit Julian West zur schönsten wahrhaften Wirklichkeit des einundzwanzigsten Jahrhunderts erwacht.

Auf diesem eigenartigen Hintergrunde nun, im schärfsten Gegensatz mit der am Anfang und am Schluß gegebenen Darstellung unsrer Zeit wird uns das Bild des Zukunftsstaates gemalt. Farbenprächtig, im Sonnenschein gebadet, in schönen, sichern Konturen. Es ist plein air comme il faut. Wir begleiten die Familie Leete und ihren Gast auf ihren Spaziergängen in Boston; wir leben mit ihnen in ihrem modernen behaglichen Hause; wir folgen mit steigendem Interesse den oft freilich etwas zu weit ausgedehnten Gesprächen zwischen West und Leetes, in denen uns eine soziale Einrichtung des Zukunftsstaats nach der andern vorgeführt und in ihren Elementen erklärt wird.

Auch Bellamy baut sein Zukunftsgebäude auf dem Marxschen Entwicklungsgedanken auf. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind alle großen Kapitalien, alle mächtigen Unternehmungen, die Produktion und Warenverteilung der gesamten nordamerikanischen Staaten in den Händen weniger allmächtiger Kapitalisten vereinigt, denen gegenüber die von ihnen durchaus abhängige Schar der besitzlosen Proletarier ersten, zweiten, dritten Ranges immer mächtiger anschwillt. Da kommt endlich den Ratlosen die Erkenntnis: mit Hilfe einer über dem wirtschaftlichen Interesse stehenden Nationalpartei, wohlgemerkt, nicht der Arbeiterpartei, wird der Bann der Kapitalistengruppe gebrochen, und das gesamte Volk selbst übernimmt die Leitung der bereits durch jene geordneten nationellen Produktion und sozialen Neugruppirung. In großen mächtigen Fabriken an einer einzigen Zentralstelle werden immer eins oder mehrere selbst der kompliziertesten Gebrauchsgegenstände, wie z. B. Kleiderstoffe,

in reichster Auswahl, in geschmackvollsten Mustern, in größter Gediegenheit, mit unendlich geringerer Kraftaufwendung als heute erzeugt. Eine einzige Zentralstelle in den Hauptstädten, die durch unterirdische Röhrenleitungen nicht nur mit allen Stadtteilen, sondern auch allen Provinzialstädten und Ortschaften bis zum kleinsten Dorfe hinab in Verbindung gesetzt ist, versendet auf telephonische oder Rohrpostbestellung mit Blitzesschnelle nach allen Gegenden hin die bestellten Waren. Warenlager, in denen nur Muster mit genauer Preisangabe ausgelegt sind, nehmen an und übermitteln die gemachten Bestellungen an jene Zentralstellen. Eine jede Familie hat ihr reizendes Haus, das von einem Garten umgeben ist, wodurch Boston eine gewaltige Ausdehnung und einen lieblichen Anblick gewonnen hat; die Straßen sind breit, mit Bäumen bestanden, die ganze Stadt nachts von einer Zentralstelle elektrisch, wie mit Tageshelle erleuchtet. Bis zur Vollendung gebrachte Telephone leiten in jedes Haus und jedes Zimmer des Hauses, ja bis an das Bett der Zukunftsmenschen die Musik, welche vollendete Kapellen in gegenseitiger Ablösung an allen 24 Stunden jedes Tages machen. Jeder Distrikt hat sein Speisehaus für seine Distriktsbewohner, glänzender, gewaltiger an Ausdehnung, reichlicher an Auswahl der Speisen und billiger in den Preisen als der Kaiserhof in Berlin. Man wird nicht heerdenmäßig an großen gemeinsamen Tischen abgespeist; vielmehr hat jede Familie ihr eignes schönes Eßzimmer. Der Buchhandel, das Zeitungswesen ist auf das sinnreichste geordnet, die Rechtspflege ungeheuer vereinfacht und durch das Volk selbst ganz leidlich ausgeübt. Alle erwachsnen Männer wie Frauen haben dasselbe reiche Einkommen, freilich nicht in Form von Geld — das kennt man nicht —, sondern nach Art von Kreditkarten, die auf den Namen des Inhabers ausgestellt sind. Die Art der Anwendung des Kredits steht jedem frei. Der eine legt ihn in guten Büchern, der andre in schönen Pferden, der dritte in hübschen Toiletten, der nächste in Essen und Trinken an. Eine Ansammlung des Kredits zu einem Kapital ist nicht nur unzulässig, sondern auch zwecklos, da jeder Mensch von allem genug hat. Eine große Erbschaft gilt als eine Last. Die Menschen sind auf das vorzüglichste organisirt. Die meisten sind in der wirtschaftlichen Produktion thätig. Sie sind je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen in die verschiedensten Stufen und Rangordnungen eingeteilt; sie haben Vorsteher aller Art, die durch ein sinnreiches Wahlsystem, das angeblich jede Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit unmöglich machen soll, gewählt werden. An der Spitze des ganzen Staates steht ein Präsident.

Es herrscht vollkommne Freiheit der Berufswahl, deren Willkürlichkeiten durch einen andern gedankenvollen Mechanismus ausgeglichen werden sollen. Frauen haben ihre eignen, ihrer Natur entsprechenden Berufe. Das Ganze ist nach deutschem Muster militärisch organisirt und disziplinirt, jedoch im Sinne einer höhern, auf eigner Einsicht und Mitthätigkeit jedes Einzelnen beruhenden freiwillig übernommenen Disziplin. Außer den in der Warenproduktion, Warenverteilung und sonstwie mit Handarbeiten, mit der Bedienung u. s. w. beschäftigten Staatsangehörigen giebt es noch die Gruppe der gelehrten Berufe, der Aerzte, Künstler, Lehrer u. s. w., die sich aus den Befähigtsten der Nation zusammensetzt. Diese haben eine überaus harte und anstrengende, die ganze geistige Kraft konzentrirende Schulung durchzumachen, sodaß wirklich nur die Begabtesten und Strebsamsten bei ihr aushalten und nicht die Bequemlichkeit eines wirtschaftlichen Berufes vorziehen. Die Erziehung der Jugend ist für alle gleich. Sie geht bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre. Eine stramme Zucht ist die Grundlage dieser Erziehung, ihr Ideal: die edelsten, sittlich reinsten, geistig und körperlich höchstentwickeltsten Menschen zu schaffen. Derselbe Geist beseelt das Familienleben wie die Millionen von Gliedern der großen Nation: kein Mißton stört ihr gegenseitiges Verhältnis; Liebe, Treue, Frieden, Edelmut ist allein die Gesinnung, die jeden gegen jeden, alle gegen alle erfüllt. Der Abglanz einer überirdischen Welt, paradiesischer Schönheit, unverwelklichen Glückes ruht auf allen; es sind nicht Menschen mehr von unserm Fleisch und Bein, es sind höhere Geschöpfe mit ungeahnter idealer Charakterbildung, die hier über die zu einem Garten Gottes

umgeschaffne Welt hingehn. Immer wieder, als ich das ganze Buch las, kam mir jenes „Friede" überschriebene Heinesche Gedicht aus seinen Nordseebildern ins Gedächtnis, dessen erste Hälfte mich stets ebenso ergriffen, wie die zweite empört und abgestoßen hat, jene Verse:

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne.
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.
Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt.
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende;
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig.
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimal selig sprachen sie:
Gelobt sei Jesus Christus!

Man kann wohl sagen, daß Bellamys Buch ein Ausdruck davon ist, wie sich ein Christ des neunzehnten Jahrhunderts die Verwirklichung des tausendjährigen Reiches würde träumen können. Das Bellamysche Bild hat ja freilich ein vorwiegend wirtschaftliches Kolorit. Aber es ist doch durch und durch sittlich bedingt, ja, wie mir scheint, auch aus einem frommen Herzen herausgeschrieben, denn es ist, auch äußerlich angesehen, mit zahlreichen christlichen Aussprüchen durchsät. Nicht allzu selten, wie im Munde eines schlichten Christen unsrer Tage, klingt das Wort Gott ehrfürchtig von den Lippen der Leetesschen Familienglieder; Bibelzitate sind an passender Stelle unaufdringlich angebracht und wirken trotz, ja gerade in dieser neuen Umgebung als ein Predigtwort unmittelbar. Wie schön und religiös ist z. B. dieser eine Ausspruch:

Unsre Macht über die Ungebornen ist der Gottes gleich, und unsre Verantwortlichkeit gleich der seinen gegen uns. So wie wir unsre Pflicht gegen sie erfüllen, so möge er mit uns verfahren.

Die ganze neue Gesellschaft ist in den Augen der auftretenden Personen des Romans das Werk Gottes. Auch in der Predigt, die Julian West an seinem ersten Sonntage in der neuen Welt freilich auf höchst geschmacklosem, nämlich telephonischem Wege hört, kommt dieser Gedanke zu ergreifendem Ausdruck. Es heißt da bei dem Vergleich der alten und der neuen Zustände:

Da man sich selbst verabscheute, verabscheute man auch den Schöpfer. Allgemein war der religiöse Glaube im Niedergange. Bleiche und wässrige Strahlen aus einem durch Zweifel und Furcht dicht bewölkten Himmel erhellten allein das Chaos der Erde. Daß Menschen an ihm zweifeln konnten, dessen Atem in ihrer Brust war, oder die Hand dessen fürchten, der sie geschaffen hatte, erscheint uns in der That als ein bemitleidenswerter Wahnsinn; aber wir müssen daran denken, daß Kinder, die bei Tage mutig sind, nachts zuweilen eine thörichte Furcht

zeigen. Seitdem ist der Morgen angebrochen. Im zwanzigsten Jahrhundert ist es sehr leicht, an einen Gott als den Vater der Menschen zu glauben.

Man hat die Predigt als seichtesten Rationalismus angegriffen. Ich möchte sie gegen diesen Vorwurf einigermaßen in Schutz nehmen. Gewiß tritt der rein religiöse, erbauliche Gehalt in dem überlieferten Sinne, der Gebetscharakter darin fast ganz zurück; sie ist vielmehr, in Anknüpfung an die eben gemachte Auffindung des Julian West, ein Vergleich zwischen dem Elend der alten und dem Glück der neuen Zeit, eine kulturhistorische Skizze, aber auf christlichem Untergrunde, wenn man will, eine ethisch-soziale Predigt, wie deren gewiß auch heute manche gehalten werden. Es sind köstliche Worte darin, entsprossen einer wunderbaren Vereinigung und Durchdringung christlich-sittlicher und volkswirtschaftlicher Gedanken. So die folgende Stelle:

Sie kennen die Geschichte jener letzten, größten und unblutigsten aller Revolutionen. Im Zeitraum eines Menschenalters brachen die Menschen mit den sozialen Traditionen und Sitten der Barbaren und nahmen eine Gesellschaftsordnung an, die vernünftiger und menschlicher Wesen würdig war. Sie gaben die räuberischen Gewohnheiten auf, wirkten einträchtig zusammen und fanden in der Verbrüderung auf einmal die Wissenschaft, reich und glücklich zu werden. „Was werde ich essen? Was werde ich trinken? Womit werde ich mich kleiden?" — ein Problem, das mit dem eignen Selbst begann und endigte, — war eine bange, immer wiederholte Frage. Sobald man sie aber nicht vom individuellen, sondern vom brüderlichen Standpunkte aus auffaßte: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?" da verschwand ihre Schwierigkeit.

Solch ein Zitat zeigt am besten das tiefe, edle Herz, den Idealismus, den Glauben, die Liebe und die Sehnsucht des Verfassers. Und eben das ist das Größte an Bellamy, daß er mit diesem kühnen glühenden Optimismus an die kalten Herzen der Menschen von heute pocht, daß er mit begeisternder Anschaulichkeit ihnen eine unendlich schöne Perspektive eröffnet, eine Zukunft, in der auch der letzte Mensch aus Armut, aus geistiger Beschränktheit und sittlicher Gebundenheit herausgehoben ist, in der uns niemand mehr, wie heute so oft, begegnet, „auf dessen halbvertierter Stirne das ‚hier ruht!' einer gestorbenen Seele zu lesen." Das ist sein höchstes Verdienst, daß er gerade unter den Gebildeten der alten wie der neuen Welt Tausenden von Herzen eine Ahnung von der Wahrheit, der Berechtigung, der Notwendigkeit jenes Zieles beigebracht und so manchem heimliche Lust gemacht hat, mit an seiner Verwirklichung zu helfen. Darin ist Bellamys Buch ein Geschwisterbuch von Kingsleys jüngst ins Deutsche übersetztem „Alton Locke." Wer diese beiden Bücher lesen kann, ohne daß sein Herz höher, schneller schlägt, ohne daß er sich und seinem Gotte wieder und wieder gelobt, sein Bestes mit einzusetzen, daß es endlich besser werde, ist mir ein Rätsel.

Bei alledem sollen keinen Augenblick die Mängel geleugnet werden, die auch dieser Utopie Bellamys, wie notwendig jeder Utopie, anhaften. Wer einmal den Inhalt des Buches mit den Augen des nüchternen, praktischen, kritischen Wirtschaftspolitikers prüft, der erkennt sofort die innere Unhaltbarkeit und zu geringe sachliche Motivirung der Bellamyschen Gesellschaftsverfassung. Da ist kein Wort von der Landwirtschaft gesagt; wir werden in keine Fabrik geführt; auf keinem Gebiet gewinnen wir eigentlich einen Einblick in die Details des Ganzen, bei denen bekanntlich immer erst die Hauptschwierigkeiten beginnen. Und schließlich, man täuscht sich, wie gesagt, keinen Augenblick auch darüber, daß die Menschen, die Bellamy als Durchschnitt schildert, wohl kaum jemals sein werden.

Bekanntlich hat, um auch das noch zu streifen, die Sozialdemokratie sich nur ganz im Anfang des Erscheinens freundlich, dann aber gegensätzlich zum Inhalt des Buches gestellt. Das erscheint auf den ersten Blick befremdlich, ist aber sehr verständlich. Obgleich auch Bellamy auf Marx zurückgeht, so ist der ganze Geist, die Gesinnung, sind die Ideale Bellamys andre als die der meisten Führer der deutschen Sozialdemokratie. Bei ihm heilige Begeisterung für alles Große, Edle und Schöne in der Welt, umfassende geistige Bildung, tiefe Religiosität, edle Gerechtigkeit und ein besonnener Konservativismus gegen alles, aus welcher Zeit immer, was ihm noch zukunfts- und keimfähig erscheint, — bei jenen vielfach nichts als das gerade Gegenteil davon. Doch vielleicht hat diese Abweisung Bellamys seitens der deutschen Sozialdemokratie auch noch einen viel direktern Anlaß in der Stelle, wo er in Konsequenz seiner innern Gesinnung rücksichtslos den Stab über die Taktik der heutigen sozialdemokratischen und anarchistischen Parteien bricht. Aber so oder so, — heute hat man da drüben allseitig Bellamy von den Rockschößen abgeschüttelt. P G

Zum dritten Evangelisch-sozialen Kongreß

2. Aussichten

Der Kongreß hat nun schon eine gewisse Vergangenheit. Er darf auf Erfolge zurücksehn und daran seinen Mut stärken.

Nr. 2 der „Mitteilungen" giebt einen Ueberblick über die feindlichen und freundlichen Echos, die der Kongreß in der Presse gefunden hat. Was ist er danach? Eine Stimme. Eine Stimme, die inmitten des Tageslärms, des Tobens der sozialen Kämpfe vernommen wird. Und das ist schon etwas.

Der Evangelisch-soziale Kongreß ist ein Kongreß und kein Verein. Seine Kraft und Wirksamkeit besteht also in den jährlichen Zusammenkünften seiner Freunde und der davon ausgehenden Anregung und Förderung. Ein willkommner und die weitere Ausbildung wohl lohnender Versuch, die Teilnehmer an den Zusammenkünften auch in der Zwischenzeit zu orientiren und zu interessiren, sind die „Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses," die unter Redaktion des Generalsekretärs vom Aktionskomitee herausgegeben werden. Bisher liegen drei Nummern vor, ein bescheidner Anfang. Sie kamen unentgeltlich an die Adressen zur Versendung, die durch die Präsenzliste der Kongresse oder sonstwie als die nächstliegenden sich empfahlen. Wer von unsern Lesern sie zu erhalten wünscht, braucht nur den Generalsekretär, Herrn P. Göhre (Berlin W., Köthener Straße 46), darum anzugehn.

Ueberhaupt haben wir ja an diesem Sekretariat eine ständige Auskunftsstelle für alle Fragen, die irgend dem Evangelisch-sozialen Interessengebiet angehören. Es ist viel Gebrauch davon gemacht worden.

Dagegen wird darüber geklagt, daß die Protokolle des Kongresses nicht den erwarteten Absatz gefunden haben. Vielleicht empfiehlt es sich, wie bei den Evangelischen Bundesversammlungen lieber die einzelnen Vorträge rasch auf den Markt zu werfen und den Bericht über die eigentlichen Verhandlungen, die viele doch auch nicht werden entbehren wollen, den „Mitteilungen" einzuverleiben. — Auch die Nachfrage nach den „Evangelisch-sozialen Zeitfragen" ist hinter den gehegten Hoffnungen zurückgeblieben. Bei der Flut von Broschüren, die Häuser und Menschen überschwemmt, auch insbesondre sozialen Inhalts, begreift sich das. Wir sind aber überzeugt, daß die Sammlung sich immer mehr durchsetzen wird. Die neuesten beiden Hefte gehen gründlich in wirtschaftliche Details ein; das hat nicht den Beifall der oberflächlich Interessirten, fördert aber um so mehr.*)

Die ganze Art, wie soziale Fragen von seiten der Kirche, zumal in Pastorenkreisen, behandelt werden, steht je länger je mehr unter dem Einfluß des Evangelisch-sozialen Kongresses. Das hat um so größern Wert, als dieser kein Schlagwort als Parole ausgegeben, kein alle Knoten lösendes oder zerhauendes Programm aufgestellt hat. Der Kongreß vereinigt nach wie vor die verschiedensten Geister. Das ist am lebhaftesten an den Tag getreten in der verschiednen Beurteilung, die Göhres Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter" auch eben unter den Freunden des Kongresses gefunden hat. Dadurch, daß der Verfasser dem Kongreß als Generalsekretär dient, mußte der innere Anteil, den gerade diese Kreise an seiner Veröffentlichung nahmen, ein besonders inniger sein. Es war vielleicht gut, daß das Buch unmittelbar nach der zweiten Tagung erschien und nicht unmittelbar vorher; inzwischen werden sich die Gemüter beruhigt und die Ansichten geklärt haben. Nicht jeder war ja so wie

*) 3. Heft: Kamp, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt; 50 Pfge. 4./5. Heft: Hirsch und Möller: Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England; 1 Mk.

der Schreiber dieses durch die persönliche Fühlung mit dem Verfasser in der Lage, seine durchaus evangelische und kirchliche Grundstellung zu kennen und von hier aus gerade den evangelisch-sozialen Sinn seiner Schrift zu verstehn und zu würdigen. Wie absprechend Freunde des Kongresses über ihn und sein Buch aburteilen konnten, erfuhren unsre Leser beiläufig aus dem Offnen Briefe des Herrn Professors Bierling in Nr. 11 (Sp. 232). Daß unter dem Eindrucke des Göhreschen Buchs Gegensätze der Ansichten auch im Kreise der Kongreßgenossen ans Tageslicht gekommen sind, die innerhalb des Kongresses ausgetragen werden müssen, halte ich nur für heilsam und verdienstlich. Vielleicht darf man sagen, daß, wenn diese Gegensätze ihre innere Lösung werden gefunden haben, der Kongreß seine Bestimmung erfüllt haben wird.

Diese Gegensätze sind gar nicht allein dogmatischer und kirchlicher Natur, sie beziehen sich auf die Ethik des sozialen Empfindens und Eingreifens ganz unmittelbar. Einen Beweis im kleinen lieferte dafür der Widerspruch der Konservativen Korrespondenz gegen einen Vorschlag der Mitteilungen des Kongresses, „Privatenqueten" zu veranstalten. Es hat nämlich der zu früh verstorbne Pastor Dr. Borchard in Ummendorf auf der Kreissynode Eilsleben „zur sozialen Frage auf dem Lande" einen Vortrag gehalten und in dem Böhmert-Gneistschen „Arbeiterfreund" veröffentlicht.*) In den Mitteilungen (Nr. 2) wurde auf den hohen Wert dieser Studie über die wirtschaftlichen Verhältnisse der ländlichen Arbeiter nachdrücklich hingewiesen und zur Nachfolge aufgefordert. Das rief in der Konservativen Korrespondenz eine kräftige Warnung vor solchen „Privatenqueten" hervor. Offen gestanden, diese Warnung erinnerte mich an das: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß" — eine Maxime, die leider noch bei so manchen Volksfreunden in den obern Regionen zu Hause ist. Die richtige Aufzeichnung der wirtschaftlichen Lage eines Menschen oder einer Familie ist sicher nicht leicht, sie will gekonnt sein; aber das Vorbild Borchards ist da und über alle Kritik erhaben, die Aufgabe selber so dringend als möglich. Wird sie von einigen hundert Freunden des Kongresses gut gelöst, das Material der Zentralstelle zur Verfügung überlassen, so wird mit verhältnismäßig geringen Mitteln ein verdienstlicher Beitrag zur Aufklärung über unsre soziale Lage gegeben sein.

Solche große und kleine Meinungsverschiedenheiten können, wie gesagt, unsre gute Meinung für den Kongreß nicht beirren. Seine Bedeutung ruht ja gerade darin, daß die einmütige Zuversicht zu der Kraft unsers Evangeliums, auch das irdische Dasein zu heben, zu verklären, zu befriedigen, auch die irdischen Gegensätze der Stände und Interessen auszusöhnen, auszugleichen, und die einmütige Erkenntnis, daß diese Kraft noch ganz anders verwendet werden muß als bisher, die verschiedensten Geister zum gemeinsamen Raten und Thaten zusammengezwungen hat. Eben darin liegt auch die besondre Anziehungskraft seiner Verhandlungen, die an dramatischem Reiz die andern kirchlichen Versammlungen unsrer Tage durchaus übertreffen. Gerade bei diesem Kongreß kann die persönliche Anwesenheit durch keinerlei Studium von Berichten und Protokollen ersetzt werden.

So darf man beim dritten Kongreß auf eine zahlreiche Wiederkehr seiner alten Freunde rechnen. Seine Tagung in der Osterwoche schon am Mittwoch und Donnerstag nach dem Fest ist ja für die fern von Berlin wohnenden Pastoren nicht günstig. Die Zeit ist offenbar in Rücksicht auf die akademischen Kreise, auf die Freunde aus dem Lehrer- und Laienstande gewählt. Wir würden es trotz all unsrer Vorliebe für die „christlichen Laien" nur bedauern, wenn das pastorale Element in der Minderheit bliebe; ihm dient der Kongreß ja doch in erster Linie und muß es. Denn unendlich viel liegt daran, daß ein Stand, der so unmittelbar mit den Menschen in Austausch steht und bei so wichtigen Gelegenheiten auf sie zu wirken berufen ist, in den sozialen Dingen die richtige Einsicht besitzt.

*) Jahrgang 1890, zweites Vierteljahrsheft. Das Heft ist einzeln bei Leonhard Simion in Berlin für 3 Mark zu haben.

Das Programm des diesjährigen Kongresses kann nur anziehend wirken. Von allen sozialen Fragen die aktuellste, alle Gemüter am lebhaftesten bewegende ist bis heute doch das Problem der Sozialdemokratie. Ich finde nicht, wie der verehrte Mitarbeiter in Nr. 14 (Sp. 383), daß man irgendwie der Erörterung dieses Themas müde geworden oder daß ein abschließendes Urteil darüber schon zu fällen möglich wäre. Gewiß hat der verehrte Herr nach ihren heutigen Führern und ihrer heutigen Litteratur die Sozialdemokratie und ihren religiös-sittlichen Charakter unumstößlich richtig gezeichnet. Aber die praktische Frage beginnt für mich erst hier. Bei diesem thatsächlich vorhandnen Bündnis der Sozialdemokratie mit dem Atheismus — wie verhalte ich mich als Christ, wie hat sich die Kirche zu verhalten zu einer Partei, die gleichwohl nicht nur eine Partei des Atheismus und Egoismus ist (die herrschen bei andern Parteien mehr oder minder auch), sondern eine Partei mit bestimmten wirtschaftlichen Zielen, die mit irgendwelcher Religionsfeindschaft und unchristlichen Gesinnung als solche rein nichts zu thun hat? Habe ich da als Christ, hat die Kirche da nicht die Pflicht, in der Sozialdemokratie eine Scheidung vorzunehmen, die vielleicht dieser selbst sehr fern liegt? Beinah hätte ich gesagt: die sie selbst ablehnt; aber noch stehts doch wenigstens in ihrem Programm: „Religion ist Privatsache." Ist es, solange dieser Satz offiziell aufrecht steht, richtig und praktisch, Sozialdemokratie und Atheismus zu identifiziren? Ja, wenn selbst alle offiziellen Kundgebungen, alle heutigen Führer sich zum prinzipiellen Atheismus bekännten, wäre es nicht vielleicht doch Christenpflicht, auf eine Scheidung der wirtschaftlichen Richtung in der Sozialdemokratie von jenem Atheismus zu dringen, darauf zu hoffen, daran zu arbeiten? Können wir, dürfen wir im Namen des Evangeliums und der Kirche mit den Parteien gemeinsame Sache machen, die als sogenannte staatserhaltende die Sozialdemokratie bekämpfen? Verkümmern wir damit nicht den universalen Charakter des Christentums? Müssen wir nicht den Schein aufs äußerste vermeiden, als bekämpften wir „im Namen der Kirche" die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie? (Vgl. die vierte Herrmannsche These.) Ist der Satz richtig, daß man zugleich Sozialdemokrat und Christ sein kann? Und wenn, ist das nur ein verschwiegenes Zugeständnis, das wir persönlich unter vier Augen dem einzelnen Sozialdemokraten machen dürfen, oder haben wir das nicht vielmehr von den Dächern zu predigen? Oder haben wir gar statt dessen uns zu der Losung zu bekennen: Ein Christ kann nicht anders als konservativ sein? Ja, wie weit geht die Pflicht des Gehorsams, der Toleranz gegen die herrschende Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung für den Christen? Wie weit geht die Verpflichtung der Kirche gegen das Staatswesen, in dem sie zu wirken berufen ist, ihm als erhaltende Macht zu dienen? Ist es wirklich gleichgiltig für die Kirche, ob sie in einem Manchester-, Feudal- oder Sozialstaate wirkt, ob im Deutschen Reiche unter dem Hohenzollernkaiser oder im Bebelschen Zukunftsreiche? Aber kann und darf die Kirche auch wieder das wirtschaftliche Vorwärtsdringen des vierten Standes ohne den Segen evangelischer Gedanken und Gesinnung lassen, der ihm unentbehrlich ist, wenn es zu einem guten Ziele gedeihen soll? Kann sie denn das Evangelium diesen Herzen anders vermitteln, als wenn sie ihren Wünschen, Forderungen, Idealen ein wirkliches brüderliches Verständnis entgegenbringt? Woher soll das Vertrauen zu uns Vertretern des Christentums bei den vom Atheismus geführten und gefährdeten Massen kommen, wenn wir nicht geradezu das, was an ihren wirtschaftlichen Forderungen berechtigt ist, offen anerkennen, billigen, unterstützen?

Fragen über Fragen, ein Kreislauf von Gedanken, der manchem schon das Herz schwer gemacht hat. Nun denn, der dritte Evangelisch-soziale Kongreß wird uns — vielleicht keine fertige, alle befriedigende Antwort geben, aber uns zu einer klaren Antwort helfen. Die ganze Sitzung des zweiten Tages (21. April) gilt dem neuen sozialdemokratischen Programm. Den Vortrag darüber hat Professor Wagner. Aber schon der erste Tag wird uns in die Diskussion mit der Sozialdemokratie hineinführen. Wenn Pastor Naumann von Frank-

furt a. M. über Christentum und Familie spricht, womit anders werden wir es da zu thun haben als mit einer Feststellung der christlichen Ansicht von Familie und Ehe gegenüber der auflösenden Tendenz des modernen Wirtschaftslebens und Bebelscher Theorie? Und der Vortrag des Regierungsrats **Wolff** aus Straßburg über **die erziehliche Bedeutung des Arbeiterschutzgesetzes**, wird er nicht ebenso die Verdienste der sozialdemokratischen Bewegung um den Arbeiterschutz anerkennen, wie die Notwendigkeit einer Erziehung unsers Volks zur Einsicht in ihre Irrtümer darlegen müssen? So steht der dritte Kongreß ganz unter dem Zeichen der u. E. zur Zeit für uns kirchliche Christen praktisch wichtigsten „sozialen Frage“.

Zugegeben, daß das Programm der beiden frühern Kongresse reichhaltiger war. Aber eben dies entspricht dem lebhaft geäußerten Wunsche der frühern Teilnehmer, daß eine Vereinfachung, eine Entlastung der Tagesordnung beliebt werde, damit für gründlichere Erörterung der Gegenstände und für **Spezialkonferenzen** Raum bleibe. Obendrein werden die **Evangelischen Arbeitervereine** und die **Vereinigung für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen** (Professor Post) in denselben Tagen ihre Verhandlungen haben (Näheres ist uns darüber leider noch nicht zugegangen), so daß die Besucher des Kongresses Stoff und Anregung genug finden werden. Möge denn diese dritte Tagung uns in allerlei Erkenntnis und in der Lust zu freudiger, einmütiger Mitarbeit an der großen Aufgabe der Zeit ein Stück vorwärts bringen. R

Verschiedenes

(Moltkes Trostgedanken) Ein schmerzliches Ostergeschenk sind uns Moltkes „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben.“ Sie sind zwar ein herber Schlag vornehmlich für jene Orthodoxie, die einst ausrief: „Bismarck glaubt, Moltke glaubt!“ Wir werden unbefangen die christliche Gesinnung auch in diesen Aufzeichnungen erkennen und uns die Freude an dem wahrhaft evangelischen Charakter des Grafen nicht rauben lassen. Aber wie ein so hochgebildeter Mann mit diesen rein rationalistischen Reflexionen sich hat begnügen können, ist uns ein Rätsel. Wo ist der Unterschied in der Art, die religiösen Probleme anzufassen, zwischen Moltke und von Egidy? Es ist schmerzlich zu sehen, wie lange es währt, ehe der Ertrag ernster theologisch-wissenschaftlicher Arbeit in die Gemeinde dringt, auch nur zu den Gebildetsten unter den Nachdenkenden und Suchenden. R

(Zur neuen Formulirung des evangelischen Heilsglaubens) Unter den Echos, die der in unsern Spalten veröffentlichte Versuch einer neuen Formulirung des evangelischen Heilsglaubens gefunden hat, ist das bei weitem wertvollste die folgende Mitteilung. Der verstorbne Professor A. H. Franke, der durch das tief empfundne Gedicht „Vergeben“ in Nr. 14 und durch die Besprechung seiner „Deutschen Psalmen“ in derselben Nummer unsern Lesern wohl bekannt ist, hat in seinen letzten Tagen einen Aufsatz begonnen, in dem er für die kirchliche Einführung und Verwendung eines kurzen Gemeindebekenntnisses in gebundner Form eintreten wollte. Dieses sollte den reinen Heilsglauben ohne Abzug einer wesentlichen Wahrheit und namentlich ohne dogmatische Fesselung zum Ausdruck bringen. Er dichtete hierzu folgendes

Credo

Ich glaube, daß der Herr der Welt,
Der alles schuf und alles hält,
Ein einger Gott, durch Jesum Christ
Mein treuer Gott und Vater ist.

Denn er nach ewgem Liebesrat
Den Sohn für mich gegeben hat,
Der mich und alle Christenheit
Am Kreuz erlöst in Ewigkeit.

Sein Geist ist nun der Seinen Pfand,
Daß Er regiert durch Gottes Hand,
Bis einst sie ewig allzugleich
Mit herrschen in des Vaters Reich.

Auch ein Variante für die letzten zwei Zeilen, die seine eigne Hand noch hinzufügte, sei mitgeteilt:

Bis all sein Volk mit ihm zugleich
Herrscht in des Vaters ewgem Reich.

Das Lied scheint uns mehr als einen Vorzug vor dem durch Spitta empfohlenen (vgl. Nr. 13, Sp. 281) aufzuweisen, nicht zum wenigsten den, daß es leicht singbar ist. Für Unkundige sei noch bemerkt, daß in der lutherischen Landeskirche Sachsens das Glaubensbekenntnis von jeher nur als von der Gemeinde gesungnes Lied ein Stück des Gottesdienstes ist, und daß dazu vom Landesgesangbuch drei Lieder dargeboten werden: Wir glauben all an Einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden (Luther); Wir glauben all an Einen Gott, Vater, Sohn und heilgen Geist (Tobias Clausnitzer † 1684); An Einen Gott nur glauben wir (aus dem frühern Dresdner Gesangbuch). Auch andre Lieder von trinitarischem Aufbau treten wohl zuweilen an die Stelle des Glaubensliedes: Allein Gott in der Höh sei Ehr; Halleluja, Lob, Preis und Ehr; Sehet, sehet, welche Liebe u. s. w. R

(Die Irrtümer Mosis) ist der Titel einer neuerdings im Verlage von Schaumburg-Fleischer in Leipzig erschienenen Broschüre. Verfasser ist der Amerikaner Robert G. Ingerhall, Uebersetzer Wolfgang Schaumburg. Mit gewaltiger — teilweise freilich knabenhaft heftiger — Sprache wendet sich das Buch gegen das Christentum, das ohne weiteres mit den Lehren und Anordnungen des Moses identifizirt wird, die ja, als in dem „inspirirten Pentateuch“ enthalten, von den Christen „geglaubt“ werden müssen. Mit welchen Mitteln der Verfasser zu Werke geht, und wie völlig er in Unkenntnis darüber ist, was wir Christen Glauben nennen — beseligenden, weltüberwindenden Glauben — zeige folgende Probe:

Wir werden (S. 88 ff.) in die Gerichtsverhandlung am jüngsten Tage versetzt. „Der protokollführende Staatsanwalt fragt soeben eine neuangekommene Seele:

Wo kommst du her?

— Ich komme von der Erde.

Was für ein Mensch warst du da? . . .

— Nun, ich denke, ich war das, was man gewöhnlich einen „prächtigen Kerl“ zu nennen pflegt. Ich liebte mein Weib, meine Kinder, und mein Daheim war mein Himmel. Mein Kamin erschien mir wie ein Paradies; und dort zu sitzen und die Gesichter meiner Lieben von dem flackernden Kaminfeuer an traulichen Abenden beleuchtet zu sehen, das war meine schönste Erholung.

Wie hast du deine Familie behandelt?

— Ich sagte ihnen nie ein ungütiges Wort und habe weder meiner Frau noch meinen Kindern einen Augenblick absichtlicher Kränkung bereitet. . . .

Gehörtest du zu einer Kirche?

— Nein, Herr Gerichtshof, die waren mir gar zu engherzig. . . .

Glaubtest du an eine Ewigkeit der Strafen?

— Nein, ich dachte mir immer, der Himmel könnte seine Rache auch in kürzerer Zeit genießen.

Glaubtest du an die Rippengeschichte?

— Sie meinen wohl die Legende von Adam und Eva?

Jawohl! glaubtest du daran?

— Aufrichtig gesagt — nein, das kam mir gar zu dumm vor!

(Zu den aufwartenden Teufeln:) Hinab mit dem in die Hölle!

— —

Weiter! nächste Seele!

Wo kommst du her?

— Ich komme auch von der Erde.

Gehörtest du zu einer Kirche?

— Jawohl, Herr Gerichtshof, und sogar auch zum „christlichen Jünglingsverein.“

Was war dein Beruf?

— Ich war Kassirer bei einer Sparkasse.

Bist du wohl jemals mit Geld durchgebrannt? . . .

— Jawohl, Herr Gerichtshof.

Mit wieviel?

— Hunderttausend Thalern.

Nahmst du sonst noch etwas mit?

— Ja, Herr Gerichtshof.

Was denn?

— Ich ging auch mit der Frau meines Nachbars durch; wir sangen nämlich neben einander im Kirchenchor.

Hast du selber auch Frau und Kinder gehabt?

— Jawohl.

Und du hast sie also verlassen?

— Ja, Herr Gerichtshof, aber mein Vertrauen auf Gott war ein so felsenfestes, daß ich glaubte, er wird schon für sie Sorge tragen. . . .

Glaubtest du an die Rippengeschichte?

— Grundgütiger Himmel, natürlich glaubte ich dran; ich habe sogar schon tausendmal bereut, daß es nicht noch stärkere Stücklein in der Bibel gab, damit ich meinen unerschöpflichen Vorrat an Glauben daran zeigen und erproben konnte.

Glaubst du auch jetzt noch an die Rippengeschichte?

— Gewiß, von ganzem Herzen!

(Zu den aufwartenden Engeln:) Gebt ihm eine Harfe!“ —

Eine Erklärung für die Möglichkeit einer solchen Polemik mögen ja wohl amerikanische Verhältnisse bieten. Um so ungerechtfertigter ist aber die Uebersetzung des Buches ins Deutsche. Der feuerrote Reklameumschlag mit schwarz aufgedrucktem Titel wird wohl eine Menge Käufer anziehen. Eine Wirkung wird das Buch nur auf solche thun, die keine Ahnung davon haben, was Christenglaube ist. Aber deren sind ja leider in unserm Volke so viele! —i—

(Paritätisches aus der Tagespresse) In einem Leitartikel der Nationalzeitung (Nr. 128) über „Afrikanisches“ finden sich folgende Ausführungen:

„Bekanntlich ist Uganda ein Land, welches den Segen des scharf ausgeprägten Konfessionalismus schon vom Tage seiner Bekehrung zum Christentum an genießt. Ein Teil des Volks mit dem Könige ist nämlich von französischen Missionaren zum Katholizismus bekehrt worden, der andre zum Protestantismus, und beide Parteien, von welchen die katholische den Namen der französischen trägt, bekunden

nun ihre patriotisch-kirchliche Ueberzeugungstreue dadurch, daß sie sich gegenseitig mit Feuer und Schwert bekämpfen, während eine zahlreiche wohlbewaffnete Schar von Arabern an der Grenze lauert, begierig, die alte Herrschaft des Islam in Uganda wiederherzustellen und aus dem Lande ein Jagdgebiet für den Sklavenhandel zu machen, und während der kriegerische und mächtige König Kabba Rega von Unjoro jederzeit bereit ist, als ihr Bundesgenosse aufzutreten und sich mit ihnen in die Beute Ugandas zu teilen. Unter solchen Umständen nun will Lugard wiederum in kürzester Zeit . . . die kampfbegierige katholische Partei in Uganda samt dem von ihr beherrschten König Muanga mit den friedensbereitern Protestanten ausgesöhnt . . . . haben."

Die liberale Tagespresse, die gelegentlich den Protestantismus gegen den Ultramontanismus zu vertreten vorgiebt, behandelt gemeinhin die beiden „Kirchen" genau so paritätisch, wie nur je ein preußischer Minister. „Bekanntlich" war Uganda Arbeitsfeld der evangelischen Mission, als die Sendlinge des Kardinals Lavigerie mutwillig dort den Streit der Konfessionen hereintrugen. Zum Schluß der oben angeführten Sätze nennt die Nationalzeitung die Protestanten den „friedensbereitern" Teil. Das sagt entweder sehr viel oder gar nichts. Der eine solche Darstellung geben konnte, wußte nichts vom wirklichen Sachverhalt oder wollte nichts davon wissen. Ein Teil unsrer Tagespresse hält es für vornehm, von der Mission, zumal von der evangelischen, nichts zu wissen. — Zur Sache vergl. Alexander M. Mackay, Von seiner Schwester. Leipzig, Hinrichs 1891. 5 Mark. R

(Für und wider die Waldenser) Die Buchhandlung von Bertelsmann in Gütersloh versendet einen offnen Brief des Dr. Matteo Prochet, Präsidenten des Waldenser-Komitees für die Evangelisation Italiens, an Herrn Lic. P. Roennecke, ehemaligem Botschaftsprediger in Rom. Den Anlaß dazu hat ein von Roennecke in Florenz gehaltener Vortrag geboten, worin darauf hingewiesen wurde, daß die Waldenser gewohnheitsmäßig reiche Unterstützungen aus dem Auslande empfangen, während die viel bedürftigere deutsche Gemeinde Italiens sich kümmerlich behelfen müßte. Es sei, sagt Roennecke, nicht normal, daß auf 4500 Waldenser 60 Geistliche, auf 8000 evangelische Deutsche nur 11 Pastoren kämen. Diesen und andern Angaben tritt Prochet entgegen, indem er an der Hand von statistischen Nachweisungen das Evangelisationswerk der Waldenser in Schutz nimmt, seine Dringlichkeit befürwortet und Rechenschaft giebt über die vorhandenen, kaum ausreichenden Mittel, denen augenblicklich eine Schuldenlast von 30000 Lire gegenübersteht. Es scheint uns durchaus notwendig, daß dieser Streit, der nicht von heute und gestern her datirt, sondern in den Spalten der Kirchenzeitungen schon seit langem sein Wesen treibt, endlich einmal zum Austrag gebracht werde. Die Freunde der Waldenser müssen wissen, woran sie sind; sie dürfen von Roennecke erwarten, daß er den Darlegungen Prochets eine unparteiische Würdigung nicht versagen werde. Ist er der Meinung, daß wir die Waldenser fallen lassen sollen? Oder will Roennecke nur erinnern, man solle dieses thun und jenes nicht lassen, man solle nicht über den Waldensern die evangelischen Deutschen vergessen? In jedem Falle bedürfen die Verhältnisse der Klärung, und Prochets offnes, ehrliches Wort verdient eine ebensolche Antwort. Sch

(Entgegnung) In Betreff der in Nr. 13 d. Bl., Sp. 298, gerügten Thatsache, daß die Vertreter der sächsischen Ortsgruppen des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins" zur ordentlichen Hauptversammlung auf Sonntag den 20. März d. J., vormittags 9 Uhr eingeladen worden sind, erlaube ich mir zu bemerken:

1) Dem Vorstand der hiesigen Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, der mir im Februar den Vorsitz übertrug, und in dessen Auftrag ich die Einladung zur Hauptversammlung des Landesverbandes ergehen ließ, liegt es satzungsgemäß ob, diese Versammlung im ersten Viertel des Kalenderjahres abzuhalten.

Aus verschiedenen Gründen, besonders wegen des Berufes mancher Vertreter und der weiten Reise, die Einzelne zu machen haben, mußte jene bisher immer auf einen Sonntag angesetzt werden. Eine frühere Versammlung hatte ausdrücklich den Beschluß gefaßt, daß die Verhandlungen um 9 Uhr Vormittags beginnen sollten. Für dies Jahr war ich hierdurch gebunden.

Dabei ist übrigens nicht zu übersehen, daß diese Hauptversammlung keine öffentliche Versammlung ist, und daß daher die Einladung auch in keinem öffentlichen Blatte erscheint, sondern nur durch besondere Zuschrift an die Vorstände der Ortsgruppen gelangt.

2) Die in der diesjährigen Hauptversammlung gemachte Anregung, künftig erst nach Beendigung des vormittägigen Gottesdienstes mit den Verhandlungen zu beginnen, drang durch. — Was die jährliche Generalversammlung des Gesamtvereins anbelangt, so habe ich bereits die Verlegung auf einen Wochentag in der Pfingstwoche angeregt, und hoffe, daß das Ziel nächstes Jahr erreicht werde.

3) Hiernach wird mein Wunsch berechtigt sein, daß man meine persönliche Wertschätzung des Sonntags nicht nach den Andeutungen des genannten Artikels beurteile, und nicht minder der Hoffnung, es werde Herr R. im Interesse der edeln patriotischen und menschenfreundlichen Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins über die von ihm geäußerten Bedenken hinwegzukommen wissen und demselben seine Sympathie bewahren.

Dresden, 2. April 1892

W. Gamper, Pfarrer,
z. Z. Vorsitzender des Landesverbandes Sachsen
des Allgemeinen Deutschen Schulvereins

Nicht dagegen, daß die fragliche Sitzung am Sonntag stattfand, sondern allein dagegen, daß ausdrücklich die Stunden des öffentlichen Hauptgottesdienstes gewählt wurden, richtete sich unser dreimaliger Widerspruch. Herr Pfarrer Gamper würde sehr wohl in der Lage gewesen sein, dieses Aergernis zu vermeiden, wenn er den Vorsitz der Dresdner Ortsgruppe nur unter der Bedingung übernommen hätte, daß es ihm gestattet sei, den Termin der Verhandlungen anders anzusetzen. Wir haben das nach unsrer vorjährigen Korrespondenz mit seinem Vorgänger im Amt zuversichtlich erwartet. Daß diese Hauptversammlungen keine öffentlichen sind, ist uns sehr wohl bekannt, enthebt uns aber nicht der Pflicht zu protestiren. Im vorigen Jahre wurde über diese nicht öffentlichen Verhandlungen ganz harmlos in der Tagespresse berichtet; aber auch wenn dies nicht geschähe: wir wollen nicht, daß jeder Turn-, Krieger-, Schützenverein u. s. w. künftig unter Berufung auf den Allgemeinen Deutschen Schulverein seine Sitzungen auf Sonntag Vormittag 9 Uhr ansetzen kann. Ist der sächsische Landesverband nun endlich auch zu dem Beschlusse gekommen, mit seiner Hauptversammlung künftig den Schluß des Gottesdienstes abzuwarten, so freuen wir uns dieser Sinnesänderung, und wünschen nur dringend, daß es dem sächsischen Landesverband gelingen möge, in gleichem Sinne auch an der Zentralstelle des Gesamtvereins einzuwirken. In diesem Falle werden die kirchlichen Mitglieder des Deutschen Schulvereins in der erfreulichen Lage sein, einem Verein mit so edeln Zwecken ihre Sympathien zu erhalten.

Schönbach, 5. April 1892 Rade

(In Sachen des Evangelischen Bundes) geht uns folgende Erklärung zu:

Berlin, 2. April 1892

Der in Nr. 152 der Neuen Preußischen Zeitung enthaltene Leitartikel: „Der Evangelische Bund" legt uns die Pflicht auf, die geehrte Redaktion der Christlichen Welt um Aufnahme nachstehender Erklärung ergebenst zu bitten, nachdem die Redaktion der Neuen preußischen Zeitung deren Aufnahme verweigert hat.

1. Der Beschluß des hiesigen Zweigvereins des Evangelischen Bundes, den Berliner Parochial- und Jünglingsvereinen den Zutritt zum Bunde durch niedrige Bemessung der Jahresbeiträge zu erleichtern, kann nur von völlig unkundiger Seite als Versuch eines mittelparteilichen Einbruchs in positive Kreise mißdeutet werden. Wir verwahren den Evangelischen Bund ausdrücklich dagegen, als eine nur mittelparteiliche Vereinigung angesehen zu werden; derselbe umfaßt thatsächlich — ebenso wie der hiesige Zweigverein — Mitglieder sehr verschiedner Richtung und hat sich ausdrücklich das Ziel gesetzt, alle lebendigen Mitglieder der evangelischen Kirche — welcher Partei sie auch angehören mögen — zur Wachsamkeit gegen römische Gefahren, zur Ueberwindung des Indifferentismus und zur Bekämpfung des Unglaubens durch Weckung und Stärkung evangelischen Bewußtseins und Gemeindelebens anzuregen und zu sammeln.

2. Der Evangelische Bund hat es demgemäß auch jederzeit vermieden, staatliche und kirchliche Fragen, zu denen er seinem Programm gemäß Stellung nehmen mußte, von irgend welchem Parteistandpunkte aus zu beurteilen; er beschränkt sich vielmehr grundsätzlich auf die Prüfung, ob und wieweit bei derartigen Fragen wesentliche Interessen der evangelischen Kirche oder protestantischen Volkskreise in Betracht kommen und ob dieselben genügende Würdigung finden.

3. Diese Stellung hat der Evangelische Bund, wie die bekannte Veröffentlichung des Zentralvorstandes beweist, auch dem Volksschulgesetzentwurfe gegenüber eingenommen. Der Vorstand hat sich nicht für berufen erachtet, die Annahme oder Ablehnung des weit über die Aufgaben des Bundes hinübergreifenden Entwurfs zu befürworten, sondern hat sich — unter voller und ausdrücklicher Billigung des konfessionellen Charakters der Volksschule — nur für verpflichtet erachtet, unumwunden seine Bedenken gegen diejenigen Bestimmungen geltend zu machen, die seiner Ansicht nach nicht um der Befriedigung eines in christlichen Kreisen tief empfundnen Bedürfnisses willen, sondern lediglich der römischen Kirche zuliebe in den Entwurf aufgenommen waren. Durchaus in gleichem Sinne hat sich auch der Prediger zu St. Marien, Professor Scholz, in der Jahresversammlung des hiesigen Zweigvereins ausgesprochen.

4. Wir beklagen die gegen uns gerichtete Polemik der Neuen Preußischen Zeitung aufrichtig und stellen es getrost dem Urteile unsrer evangelischen Mitbürger anheim, ob unsre bisherige öffentliche Thätigkeit mit ihren erhebenden Festfeiern, anregenden Versammlungen und nicht erfolglos gebliebenen Anschreiben an die kirchlichen Gemeindeorgane die Kritik verdient hat, der Evangelische Bund übe nur auf solche Leute Anziehungskraft aus, deren ganzes Christentum darin bestehe, daß sie das Feldgeschrei: „Kampf gegen Rom!" beständig im Munde führen. —

Wir werden unserseits fortfahren, zur Wahrung protestantischer Interessen unsre beste Kraft einzusetzen, und rechnen dabei für unsre in Berlin besonders schwierige Thätigkeit statt auf Mißtrauen und Hinderung auf die Mitwirkung aller treuen, evangelischen Christen.

Der Vorstand des Zweigvereins des Evangelischen Bundes hierselbst.
J. A.: Nobbe.

Es sei uns zu dieser Erklärung eine Bemerkung gestattet. Seit wir in Nr. 152 der Kreuzzeitung den Artikel lasen, der den Anlaß zu ihr gegeben hat, haben wir täglich auf die Berichtigung gewartet, die in ihren Spalten folgen mußte. Zu deutlich war das Unrecht, das sie mit solchen Verdächtigungen dem Evangelischen Bunde angethan hatte. Ein Vortrag des Predigers Scholz, worin dieser sich zur konfessionellen

Schule bekannt, aber gegen gewisse Zugeständnisse des Zedlitzschen Entwurfs an römische Forderungen sein Bedenken ausgesprochen, genügte der Kreuzzeitung zu erklären: „Jetzt ist die Maske gefallen.... Hiernach gehört also auch der Evangelische Bund zu den Gegnern des Volksschulgesetzentwurfs, und Herr Scholz war das Sprachrohr, durch welches diese Gegnerschaft zum öffentlichen Ausdruck gebracht wurde" u. s. w. Es giebt keine Entschuldigung für die Unterschlagung, deren sich die Kreuzzeitung hier schuldig macht, indem sie thut, als ob die offizielle Kundgebung des Evangelischen Bundes zum Volksschulgesetz (vgl. Nr. 9, Sp. 197 f.) nicht existirte! Und als die unausbleibliche Richtigstellung von seiten der durch solche Verdächtigungen zunächst Betroffenen der Redaktion der Kreuzzeitung überreicht wird, erklärt diese, daß sie „nicht die Absicht habe, in dieser Frage einen Sprechsaal zu eröffnen." Man kann die Stimmung, in der die begeisterten Verfechter des Zedlitzschen Entwurfs sich jetzt befinden, wohl nachempfinden; aber die Kreuzzeitung sollte doch bedenken, daß Unrechtthun die schlechteste Politik ist. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 16 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Vom ersten Vierteljahr

Der Christlichen Welt 1892

kann die Verlagsbuchhandlung eine kleine Anzahl in Bänden broschirt zur Gewinnung neuer Abonnenten abgeben und bittet um Bestellung, wo solche Bände zum Vorlegen erwünscht sein sollten.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Vom **Kirchlichen Handlexikon**, begründet von Sup. Dr. Meusel, fortgeführt von P. Haack u. P. Lehmann, erschien soeben Lfg. 33: Landeskonsistorium — Leo der Große.

Leipzig **Justus Naumann**

Soeben erschien in unserm Verlage:

Zur Einführung
in das
akademische Leben und Studium
des Theologen
In Briefen an einen angehenden Theologen
Von **D. Chr. Ernst Luthardt**
Preis 2 Mk.; eleg. geb. 3 Mk.

Anknüpfend an seine eigene Studentenzeit und auf Grund einer reichen akademischen Lebenserfahrung hat der Verfasser in der leichten Form von Briefen an einen jungen Freund, angehenden — aber auch älteren — Theologen in diesem Buche praktische Weisungen für ihr akademisches Leben und Studium gegeben, welche sich über die verschiedensten Seiten und Fragen des studentischen Verkehrs, der allgemeinen Bildung und der speziellen theologischen Studien erstrecken und die ein jeder junge Theologe mit lebhaftem Interesse und reichem Gewinn lesen und befolgen wird. Wir sind gewiß, daß diese Briefe, wie sie einem oft gefühlten und geäußerten Bedürfnis begegnen, so auch vielen Beifall in den betreffenden Kreisen finden werden.

Leipzig **Dörffling & Franke**

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in $^1/_{10}$-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Als besonders gute, sorgfältig bearbeitete und schön ausgestattete Festgeschenke empfiehlt der Verlag dieses Blattes seine nachstehenden Klassikerausgaben und Anthologien: Werke von Schiller und Goethe, Auswahl, Liebhaberausgabe in schlankem Kleinoktav, auf vollständig holzfreies Papier mit neuer, sehr schöner und deutlicher Type gedruckt, mit den besten Materialien dauerhaft gebunden.

Goethes Werke

Herausgegeben von Adolf Stern. Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von F. A. Krais. Auswahl in 5 Leinenbänden M. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—.

Die schönste Ausgabe.

Balladenbuch

Eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Herausgegeben von F. A. Krais. Einfach gebunden M. 6.—, in Satin mit Goldschnitt M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Vaterlandslieder

Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von E. Heyck. Einfach gebunden M. 6.—, in Satin mit Goldschnitt M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Als der Grossvater

die Grossmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Preis in Damastband M. 6.50, in Atlas oder Kalbleder M. 11.50

Citatenschatz

Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen. Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet von Hans Nehry. Einfach gebunden M. 6.—, in Satin mit Goldschnitt M. 6.50, in Leder M. 11.50, in Atlas M. 11.50.

Sang und Klang

Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden M. 7.—, in Seide und Lederband M. 12.—.

Geistliche Lieder

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Einfach gebunden M. 6.—, in Satin mit Goldschnitt M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig